

Korrektur gefordert
Eine Initiative will die Lockerung der Exportregeln für Waffen rückgängig machen. **HINTERGRUND 2**

Unterwegs in Chur
Theologiestudentin Anita Dirnberger engagiert sich für den kirchlichen Nachwuchs. **REGION 3**

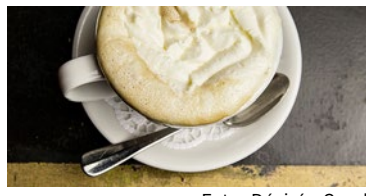


Foto: Désirée Good

Heitere Gelassenheit
Beim Kaffeekränzchen mit Tiefgang sprechen drei Menschen über Alter und Dankbarkeit. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 15**

reformiert.

Graubünden
Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 12/Dezember 2018
www.reformiert.info

Wie «Stille Nacht» zum Hit wurde

Kultur Kein Adventssingen und kaum eine Christnachtfeier ohne «Stille Nacht». Das Lied, das inzwischen zum Weltkulturerbe gehört, schrieben einst zwei Quereinsteiger aus der Not heraus.

Für manche Ohren ritzt es die Grenze zum Kitsch: Das Lied vom «holden Knaben im lockigen Haar», der in der Krippe schlummert. Und doch kann sich kaum jemand dem Bann von «Stille Nacht» entziehen.

Vielleicht gründet das Geheimnis seines Erfolgs bereits in der Entstehungsgeschichte des berühmten Weihnachtslieds. 1818 leidet Europa unter den Folgen der Napoleonischen Kriege, es herrscht Mangel und Not. In Oberndorf bei Salzburg ist die Orgel kaputt, an eine festliche Umrahmung der Christmesse ist daher kaum zu denken. Da treten ein Hilfspriester und ein Dorfschullehrer auf den Plan. Den Quereinsteigern gelingt etwas ganz Grosses: Am Nachmittags des 24. Dezember 1818 komponiert Franz Xaver Gruber die Melodie zum Gedicht seines Freundes Joseph Mohr.

Am Abend dann trägt das Duo sein Lied nur Gitarrenbegleitung in der St.-Nikola-Kirche in Oberndorf vor. Man könnte vom Triumph der Einfachheit sprechen. Sicher ist es die Geburtsstunde eines «stellvertretenden Symbols für Weihnachten», wie es die Berner Musikprofessorin Britta Sweers sagt.

Houseversion und Streiklied
Schon 1822 zogen die ersten Zillertaler Sängerfamilien aus, um Kaiser Franz und den Zaren von Russland mit Volksliedern zu unterhalten. Darunter der neue Hit. Die hohen Herren waren begeistert. Es folgten Konzerttourneen nach Deutschland, Schweden und England, 1839 die erste Reise nach New York, zwei Jahrzehnte später kamen die Rainer-Sänger nach St. Petersburg und blieben dort zehn Jahre.

Einst in Kriegszeiten entstanden, machte das legendäre Weihnachtslied auch vor den Schützengräben nicht halt. An der Westfront sollen sich am Weihnachtsabend 1914 feindliche Soldaten verbrüderd und gemeinsam «Stille Nacht» gesungen haben. Das Ereignis ging als «Weihnachtsfriede» in die Geschichte ein, blieb aber lediglich eine Fussnote in den Schrecken des Ersten Weltkriegs, der vor 100 Jahren endete.

In rund 300 Sprachen wird «Stille Nacht» gesungen, ist Teil des im-

materiellen Kulturerbes der Unesco und wird regelmässig neu interpretiert. Ob Jazz, Rock, Pop oder House: Das Lied hält jeden Musikstil aus. Unverwundlich bleiben die Evergreens: «Aufnahmen mit Elvis Presley, Frank Sinatra, dem Golden Gate Quartet und Mahalia Jackson werden immer wieder aufgelegt», sagt Martin Korn, Label-Manager von Sony Classical Music Schweiz. Das Lied dürfe auf keiner Weihnachts-CD fehlen. Allerdings hat es sich zusehends vom religiösen Kontext gelöst. «Schon um 1900 dienten Text und Melodie als Basis für zahlreiche Parodien, etwa für Streiklieder der Arbeiter», sagt Sweers.

Sehnsucht nach der Naivität
Ginge es nach den Spezialisten, wäre «Stille Nacht» kaum zum Klassiker geworden. «Hymnologinnen und Hymnologen betrachteten es als minderwertig», sagt Kirchenmusikexperte Jochen Kaiser von der Zürcher Landeskirche. Das Urteil von Musikprofessorin Sweers ist weniger hart: «Es ist eine sehr eingängige Melodie, die trotz des grösseren Tonumfangs noch im sanglichen Bereich liegt.» Zudem habe es Wiegenlied-Charakter. Das betont auch Claus J. Frankl: «Wir alle waren Kinder und können uns mit dem Jesus-Kind identifizieren.» Frankl schrieb das Libretto des Musicals, das zum 200. Geburtstag von «Stille Nacht» zurzeit im Tirol aufgeführt wird. Für ihn steht das Lied «für unsere Sehnsucht nach einem kindlich naiven Glauben».

Und so werden auch in dieser Adventszeit und spätestens an Weihnachten unzählige Menschen in die vertraute Melodie einstimmen. An Heiligabend, wenn die Dunkelheit über die Landschaft fällt und nur noch Kerzen die Kirche erhellen, treffe «Stille Nacht» diese Stimmung ideal, sagt auch der reformierte Kirchenmusikexperte Kaiser. «Wäre es draussen noch hell und wir noch immer von unserer Geschäftigkeit getrieben, dann würde das Lied fade schmecken.» So aber bleibe es unverzichtbar. Astrid Tomczak

Die schönsten und schrägsten Versionen des Klassikers: reformiert.info/stillenacht



Einfach schön: Auch der höchste Schweizer singt an Weihnachten am liebsten «Stille Nacht».

Foto: Keystone



Michael von der Heide Foto: zvg

«Etwas Grosses, Edles und Festliches»

«Ich liebe Weihnachtsmusik seit meiner Kindheit», sagt Michael von der Heide. Ein Lied, das ihn immer schon berührte, ist «Tochter Zion». «Es hat etwas Grosses, Edles, Festliches», sagt der Musiker. Diesen Sommer stand von der Heide zum ersten Mal an der Klagemauer in Jerusalem. «Da war ich tief bewegt, und tatsächlich kam mir «Tochter Zion» in den Sinn.» nm



Sara Stalder Foto: zvg

«Für eine vollendete Weihnachtsstimmung»

Für Sara Stalder, Geschäftsleiterin des Konsumentenschutzes, vermittelt ihr Lieblingslied «Entre le boeuf et l'âne gris» das ideale Weihnachtsgefühl. Seit jeher strahle dieses altfranzösische Lied die Kombination von Freude, Harmonie und Melancholie aus. «Das Lied aus meiner Kindheit lässt mich für kurze Zeit in eine wohlige und vollendete Adventsstimmung versinken.» nm



Dominique de Buman Foto: Keystone

«Das Lied besitzt eine meditative Kraft»

Nationalratspräsident Dominique de Buman muss nicht lange überlegen, als er nach seinem liebsten Weihnachtslied gefragt wird: «Stille Nacht» oder «Douce Nuit». Das Lied werde in vielen Sprachen gesungen. Mit der einfachen und klaren Botschaft: «Das Geheimnis von Weihnachten liegt in der Stille.» Für den Politiker besitzt das Lied deshalb eine «meditative Kraft». tes



Unterstützung für Israels Politik: Internationales Solidaritätstreffen der Evangelikalen in Jerusalem im Herbst 2015.

Foto: AP Photo/Dan Balilty

Schräge Allianz zwischen Israel und Trump-Wählern

Politik Der mächtige Wählerblock der US-Evangelikalen beeinflusst Trumps Aussenpolitik. Das zeigt der Umzug der Botschaft nach Jerusalem. Auch Israels Premier Benjamin Netanjahu setzt auf die protestantischen Fundamentalisten, obwohl sich viele nie von der Judenmission distanzieren haben.

Ende Oktober in Pittsburgh, Pennsylvania, sterben in einer Synagoge elf Menschen im Kugelhagel eines antisemitischen Attentäters. Als der amerikanische Präsident Donald Trump sich zur Trauerfeier ankündigt, ist die jüdische Gemeinde empört. «Präsident Trump, Sie sind in Pittsburgh nicht willkommen, bis Sie den weissen Nationalismus umfassend verurteilen», schreibt sie in einem offenen Brief.

In der Tradition von Gurion

Der israelische Botschafter hält als Sprachrohr des Premiers Benjamin Netanjahu dagegen. Er tadelt die

Kritik an Trump, dem «grossen Freund der Juden», als «unfair» und «ungerecht». Die Kontroverse zeigt: Zuerst kommen für die israelische Regierung nationale Interessen, erst dann die Solidarität mit der jüdischen Diaspora. Alfred Bodenheimer, Professor für jüdische Studien an der Universität Basel, warnt davor, dies als politischen Schachzug Netanjahus anzusehen: «Schon Staatsgründer Ben Gurion hat es zu seiner Doktrin gemacht, Israel und nicht die Diaspora ins Zentrum jüdischer Politik zu rücken.»

Für Trump ist die jüdische Diaspora uninteressant. Er hat andere

Zielgruppen im Blick. Schliesslich stimmten fast 80 Prozent der jüdischen Wählerinnen und Wähler bei den jüngsten Parlamentswahlen für die Demokraten. Ebenso viele Evangelikale hingegen unterstützten Trumps Republikaner. Sie sind schon rein zahlenmässig als Wählerblock von 70 Millionen Gläubigen wesentlich bedeutender als die 5,7 Millionen Juden in den USA.

Die Interessen des evangelikalen Elektors hat Trump in seiner bisherigen Amtszeit bereits berücksichtigt. Er setzte Brett Kavanaugh als Bundesrichter durch und stellte damit die Weichen für restriktive

«Evangelikale sind für Netanjahu wegen ihres Traums von Gross-Israel interessant.»

Alfred Bodenheimer
Professor für jüdische Studien, Basel

Abtreibungsgesetze. Zudem unterschrieb er 2017 vor dem Dekor eines übermächtigen Christbaums das Dekret, die US-Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem zu verlegen.

Für die amerikanischen Juden stand der Umzug gar nicht auf der Wunschliste. Nur 20 Prozent sprachen sich in einer Umfrage dafür aus. Ganz anders die vielen evangelikalen Christen: Für sie ist Jerusalem ein Eckpfeiler ihres Glaubens. Gemäss ihrer messianischen Vision kommt Jesus Christus erst wieder zurück, wenn die Juden in das gelobte Land Israel heimkehren und sich dort massenhaft zu Jesus als Erlöser bekennen. Diese Lesart der Apokalypse meint es freilich nicht gut mit jenen Juden, die nicht konvertieren. Sie gehen ebenso im Chaos des Weltendes unter wie die ungläubigen Muslime. Eine denkbar finstere Perspektive eigentlich.

Bodenheimer kann den Widerspruch auflösen: «Der glühende Messianismus lässt Juden in der Regel kalt, weil die neutestamentarische Offenbarung für sie ohne Bedeutung ist.» Der Basler Professor, der zwischen der Schweiz und Israel pendelt, analysiert auch die politischen Motive des israelischen Dauerpremiers: «Was für Netanjahu die Allianz mit den US-Evangelikalen interessant macht, ist, dass sie von einem Begriff von Eretz Israel ausgehen, also einem Gebiet, das vom Mittelmeer bis zum Jordan reicht und damit die Siedlungen in der Westbank legitimiert.»

Ein Graben wird zur Brücke

Im Wechselspiel aus Religion und Politik entdeckt Bodenheimer ein Paradox. Die Mainstream-Kirchen in den USA und in Europa preschten einerseits oft mit harter Kritik an Israel vor, insbesondere wenn es um den immer wieder neu aufflammenden Palästina-Konflikt geht. Andererseits seien sie gewillt, mit dem jüdisch-christlichen Dialog ihre lang gepflegten antijudaistischen Polemiken aufzuarbeiten und zu korrigieren. Die traditionellen evangelischen Kirchen hätten sich nach dem Holocaust ausserdem konsequent von der Judenmission verabschiedet.

Anders jene Christen, die Trump mit seiner Israelpolitik anspricht: Die Judenmission sei für sie ein Eckpfeiler im Heilsgeschehen, sagt Bodenheimer. Gerade der theologische Graben zwischen Juden und rechtskonservativen Evangelikalen in den USA bilde somit die Brücke für eine enge Allianz mit der israelischen Regierung. **Delf Bucher**

Lob und Tadel für den Kirchenbund

Wirtschaft Der Bundesrat wollte die Richtlinien für Waffenexporte lockern und erntete dafür viel Kritik. Auch der Kirchenbund schaltete sich ein.

Der Aufschrei war gross, als der Bundesrat ankündigte, er wolle den Export von defensiven Waffensystemen sogar in Bürgerkriegsländer zulassen. Auch der Schweizerische Evangelische Kirchenbund bezog Stellung. Zuletzt schickte sein Rat einen Brief an die Nationalrätin und Nationalräte, unmittelbar bevor das Parlament eine Motion der BDP beriet. Der Kirchenbund forderte die Politik auf, eine Aufweichung der Regeln für den Export von Waffen zu verhindern: Wer die Ausfuhr von Kriegsmaterial in Bür-

gerkriegsländer erlaube, exportiere nicht den Frieden, «sondern läuft Gefahr, den Krieg und damit grösstes menschliches Leid zu fördern».

Nur zum Schutz der Truppe

Das politische Engagement der Reformierten gefällt nicht allen. «Ich kann nicht nachvollziehen, warum sich die Kirche in die politische Debatte einbringt, ohne den Sachverhalt richtig zu kennen», meint Werner Salzmann, Präsident der SVP des Kantons Bern und Präsident der nationalrätlichen sicherheitspoli-

tischen Kommission. «Es geht bei der Lockerung darum, den Export von defensiven Mitteln zu ermöglichen, also von Raketenabwehrsystemen, gepanzerten Fahrzeugen zum Schutz der Truppe und Material für den Luftpolizeidienst ohne Erdkampfeinsätze.» Material, das Leben schützen oder retten könne. Und Salzmann fragt: «Was soll daran nicht humanitär sein?»

Auch die Zürcher Nationalrätin Rosmarie Quadranti (BDP) sitzt in der Sicherheitspolitischen Kommission. Doch sie findet es richtig, dass die Kirche sich geäussert hat. «Je mehr Populismus es gibt, Menschenrechte in den Hintergrund treten und das Geschäft vor das Wohl der Menschen gestellt wird, desto wichtiger ist es, dass die Kirchen sich äussern und engagieren.»

Die vielstimmige Kritik an bundesrätlichen Entscheid, die Kriterien für den Waffenexport zu lockern, zeigte Wirkung: Der Na-

tionalrat stimmte der BDP-Motion zu, wonach in Zukunft das Parlament über die Kriterien zur Bewilligung von Waffenexporten entscheiden soll. Aus Angst vor einem Kompetenzverlust krebste der Bundesrat zurück. Er will nun doch auf die Anpassung der Kriegsmaterialverordnung verzichten.

Am 6. Dezember stimmt der Ständerat über die BDP-Motion ab. Bei einem Nein lanciert die Allianz gegen Waffenexporte ihre Korrektur-Initiative. Sie will den Zustand der Kriegsmaterialverordnung festschreiben, wie er vor der ersten Lockerung 2014 gegolten hatte.

«Es gilt, wachsam zu bleiben und den Druck auf die ethischen Rahmenbedingungen der Wirtschaft aufrechtzuerhalten», sagt der Pfarrer und Mitinitiant Johannes Bardill. Und er ist überzeugt: «Die Kirchen sollen das, was aus christlicher Sicht zu sagen ist, in die Debatte einbringen.» **Katharina Kilchenmann**



Foto: zvg

«Es ist wichtiger denn je, dass auch die Kirchen sich äussern und engagieren.»

Rosmarie Quadranti
Nationalrätin

Jeder Kilometer Bahnfahren zählt

Nachwuchsförderung 300 Jugendliche reisten einen Tag lang «kreuz und quer» durch die Schweiz. Unterweges trafen sie Theologiestudierende. In Chur stand Anita Dirnberger parat, um zu informieren und um zu diskutieren.



Die Theologiestudentin Anita Dirnberger (zweite von links) begrüsst Jugendliche am Churer Bahnhof. Foto: Momir Cavic

Pünktlich ist Anita Dirnberger an diesem sonnigen Samstagvormittag am Churer Bahnhof. Noch weiss sie nicht, wie viele junge Menschen sie in der Kantonshauptstadt in Empfang nehmen wird. Chur liegt für viele Deutschschweizer eben nicht unbedingt am Weg. Doch das Konzept von «kreuz und quer» honoriert lange Wege. Wer sich ins schöne Graubünden aufmacht, bekommt Extrapunkte. Denn jeder Reisekilometer zählt.

Persönliche Begegnung

Mit dem Projekt «kreuz und quer» haben die reformierten Kirchen der Deutschschweiz und die dort ansässigen theologischen Fakultäten eine Initiative zur Nachwuchsförderung gestartet. Mitmachen konnten Jugendliche über 16 Jahre. Einen Tag lang durften sie gratis verschiedene Stationen in der Deutschschweiz per Bahn bereisen. Ziel der Initiative ist, junge Menschen für das Theologiestudium, respektive für den

Pfarrberuf zu gewinnen. An den Stationen treffen die interessierten Jugendlichen dann auf «echte» Theologiestudierende – so wie Anita Dirnberger. Die Idee dahinter ist, in der persönlichen Begegnung über das Theologiestudium und seine Möglichkeiten ins Gespräch zu kommen. «Eine tolle Chance, sich ausserhalb von Schule zu begegnen», so Dirnberger.

Die junge Frau aus Andeer studiert im dritten Semester Theologie in Basel und vertritt ihren Heimatkanton bei dem Reisespiel «kreuz und quer». Andere Posten sind unter anderem in Zürich, Luzern, Bern und Olten. Auf der ersten Tour an diesem Samstag besuchten Anita 16 Gymnasiasten, Theologiestudierende und Jugendliche aus Kirchgemeinden, um gemeinsam mit ihr den Bischofshof in Chur zu erklimmen.

Denn das Thema der Station Chur ist die Kommunikation zwischen «oben» und «unten», zwischen Basis und Leitung: «Chur illustriert

«Eine tolle Chance, sich ausserhalb von Schule zu begegnen»

Anita Dirnberger
Theologiestudentin aus Andeer

«oben und unten» recht gut. In der Reformationszeit mit dem Bischofssitz oben und der Martinskirche unten», sagt Anita Dirnberger. Zwischen diesen paar Metern, die die jungen Besucher heute abwandern, lagen in der Reformationszeit allerdings Welten und auch das erklärt

Dirnberger der Reisegruppe. Doch nicht nur konsumieren sollen sie, die jungen Besucher, sondern selbst nachdenken. Anita Dirnberger gibt ihnen daher eine Impulsfrage mit auf den Weg: «Wie sieht es bei euch zu Hause, in eurer Kirchgemeinde mit der Diskussionskultur aus? Wie wird dort mit unterschiedlichen Meinungen umgegangen?»

Extrapunkte sammeln

Ganz fortschrittlich bedient die Bündner Station damit auch noch das Thema Ökumene. «Wenn man mit Jugendlichen über das Theologiestudium ins Gespräch kommt, ist ja nicht die erste Frage «reformiert» oder «katholisch», so Dirnberger. Die zweite Gruppe an diesem Tag zählt acht Personen.

Der 15-jährige Jannik berichtet, dass er und seine Freunde die Station Chur gewählt hätten, da sich so der Kreis wieder zurück nach Zürich optimal geschlossen hätte. Pfarrerin Nadine Mittag aus Hettlingen, die mit einer Gruppe ehemaliger Konfirmanden angereist ist, findet das Projekt «kreuz und quer» eine «Superidee». Sie und ihre Crew konnten mit einem Panorama-Bild von Bad Ragaz sogar noch Extrapunkte sammeln.

Organisatorin Sara Stöcklin-Kaldewey aus Zürich stand den ganzen Tag mit den insgesamt 84 Gruppen in stetigem Chat-Kontakt. Jede Gruppe musste sich einen Namen geben und war so im WhatsApp-Chat sichtbar. Unterwegs gab es Aufgaben zu lösen, die Extra-Punkte brachten. Beim Finale am Abend in Zürich wurde dann ausgezählt. Doch obwohl der Andrang an Anmeldungen wesentlich höher war, als von den Veranstaltern erwartet, haben sich keine Jugendlichen aus Graubünden angemeldet, Anita Dirnberger musste die Fahne allein hochhalten. Und was gefällt ihr selbst an ihrem Studium? «Die Vielseitigkeit und die kleinen Gruppen.»
Constanze Broelemann

«kreuz und quer»

Mit dem Reisespiel starteten Sara Stöcklin-Kaldewey und ihr Team einen Piloten zum Thema Nachwuchsförderung Theologiestudium/Pfarramt. Zielgruppe waren Jugendliche von 16 bis 25 Jahren im sogenannten «Nach-Konfirmanden-Alter». Beworben wurde das Reisespiel vor allem in Kirchgemeinden. Doppelt so viele Jugendliche als erwartet, nämlich 300 meldeten sich an. Einen Tag lang reisten sie in Gruppen von Station zu Station, wo sie auf Theologiestudierende trafen, die ihnen Aufgaben stellten.

Gepredigt

Gott beim Wort nehmen

Gott sagt zu Abraham: Nimm deinen Sohn, deinen Einzigsten, den du lieb hast, Isaak, und geh in das Land Morija und bring ihn dort als Brandopfer dar auf einem der Berge, den ich dir nennen werde. (Genesis 22,1)

Abraham schweigt. Der Auftrag ist klar. Gott schweigt ebenfalls. Abraham bereitet sich auf die Reise vor. Das Holz für die rituelle Opferung seines Sohnes spaltet er zu allerletzst. Am nächsten Morgen brechen Isaak und Abraham zusammen mit zwei Knechten auf. Nach drei Tagen erreichen sie das Land Morija. Alle schweigen. Gott stelle hier Abraham auf die Probe. Doch wer stellt hier eigentlich wen auf die Probe? Ist es nicht vielmehr Abraham, der Gott hier auf die Probe stellt? Isaak ist nämlich das einzige Unterpfand für Gottes Versprechen an Abraham, ihn und seine Nachkommen zu einem grossen Volk zu machen. Seinen anderen Sohn Ismael hat Abraham zusammen mit dessen Mutter Hagar in die Wüste geschickt. Stirbt nun Isaak, kann Gott sein Versprechen nicht mehr halten. Ist Gott also ein willkürlicher Gott, auf den man sich nicht verlassen kann?

Die ersten Hörerinnen und Hörer dieses Textes lebten im babylonischen Exil oder konnten von da soeben nach Jerusalem zurückkehren. Als der babylonische König Nebukadnezar den Tempel in Jerusalem zerstört hatte und viele ins Exil mussten, sah es so aus, als könnte man sich nicht auf Gott verlassen. Und wenn wir sehen und hören, was in unserer Welt zuweilen passiert, könnte man auch meinen, dass Gott sich nicht an seine Versprechen hält. Der persische Kaiser Kyros erlaubte den Israelitinnen und Israeliten dann aber wieder zurückzukehren und plötzlich sah alles wieder ganz anders aus.

Abraham nimmt in seiner unheilvollen Situation Gott beim Wort und schweigt. Abraham erinnert sich an Gottes Versprechen und stellt Gott so auf die Probe. Es kommt zum Showdown zwischen Gott und Abraham. Entweder Abraham bringt auf Befehl Gottes seinen Sohn um und alles ist vorbei. Oder Gott greift ein und erweist sich als verlässlicher Gott. Erst im letzten Moment ruft ein Bote Gottes: «Strecke deine Hand nicht aus gegen den Knaben und tu ihm nichts!» Anstelle seines Sohnes kann Abraham nun einen Widder opfern. Indem Abraham schwieg, nahm er Gott bei seinem Wort. So liess er Gott für ihn und für uns schwören und bestätigen, ein verlässlicher Gott zu sein. Indem Abraham Gott auf die Probe stellte, musste dieser zeigen, dass er sein Wort hält und das Böse stets durch das Gute überwinden will.

Gepredigt am 8. Juli auf Vallader in Lavin und Susch



Patrick Brand
Pfarrer in Zernez

Was beim Predigen wichtig ist

Laienprediger Welche Wirkung hat die Predigt auf ihre Hörerinnen und Hörer? Das war Thema bei einem Treffen von Laienpredigenden in Landquart

Welche Rolle übernimmt ihr im Gottesdienst? Seid ihr «Mediatoren» oder gar «Lehrer»? Das fragte unlängst Martin Peier, Theologe und Sprechausbildner. In seinem neuen Buch «gehört. Wirkungen der Rede am Beispiel der Predigt» machte er an der jährlich stattfindenden Tagung für Bündner Laienpredigerinnen und Laienprediger auf die Dramaturgie eines Gottesdienstes aufmerksam. Zur Tagung eingela-

den hatte Pfarrerin Cornelia Camichel-Bromeis, die in ihrem Department die Laienpredigerinnen und Laienprediger im Kanton betreut.

Perspektivwechsel machen

Besonders beeindruckt hat auch sie der Perspektivwechsel zum Hörenden, zur Hörenden, den Peier anregte. «Wie kann ich mein Gegenüber im Gottesdienst erreichen?», dieser Blickwinkel erfordere ein Einfüh-

len in die Hörschaft, eine Aufmerksamkeit auch für kleinste Details, so Peier. Wenn es für die Predigende nicht stimme, merke das auch das Auditorium schnell.

Um Brüche in der Dramaturgie, ausgelöst beispielsweise durch Rollenwechsel (jemand ist zugleich Organist und Prediger), zu vermeiden, empfiehlt der Experte, vor jedem

«Vor jedem Gottesdienst empfiehlt sich eine Situationsanalyse»

Martin Peier
Theologe, Sprechausbildner

Einsatz eine Situationsanalyse zu machen. «Was will ich wem wo sagen» muss dabei als roter Faden durch den ganzen Gottesdienst sichtbar sein. Hat man also in einem Gottesdienst «Freude» zum Thema, sollten auch die übrigen Teile wie Gebet oder Lied der Feier mit dem Hauptthema harmonisieren.

Den 20 anwesenden Laienpredigerinnen und Laienpredigern hat der Impuls nach Aussage von Cornelia Camichel-Bromeis zugesagt. Ist doch die oft wechselnde Zuhörerschaft von Laienpredigenden noch zusätzlich fordernd. Doch auch Pfarrpersonen profitieren von dem Perspektivwechsel zugunsten der Hörschaft: «Trotz bereits einiger Erfahrung im Predigen gab's auch für mich Spannendes und Neues», so Camichel-Bromeis.
Constanze Broelemann



SCHENKEN SIE *Ihrem Grosi*
eine *Geiss*.

UND
HELFE SIE
DAMIT EINER
KLEINBÄUERIN
IN BANGLADESCH.



hilfe-schenken.ch



Kirchgemeinde
Hilterfingen

Pfarrstelle 100%

Antritt auf den **1. August 2019** oder nach Vereinbarung

Die reformierte Kirchgemeinde Hilterfingen mit ca. 4300 Mitgliedern organisiert ihre 260 Pfarrstellenprozente im Amtswochensystem.

Sie finden bei uns

- ein Pfarrkollegium (insgesamt 260% verteilt auf 3 Personen), eine Sozialdiakonin, einen Katecheten sowie einen Jugendarbeiter
- weitere Mitarbeitende und viele Freiwillige
- einen engagierten Kirchgemeinderat

Ihr Arbeitsgebiet

- Tätigkeit in allen pfarramtlichen Bereichen inkl. Kirchliche Unterweisungsarbeit
- Akzentsetzung möglich gemäss Bedürfnis der Gemeinde und in Absprache mit dem Pfarrkollegium

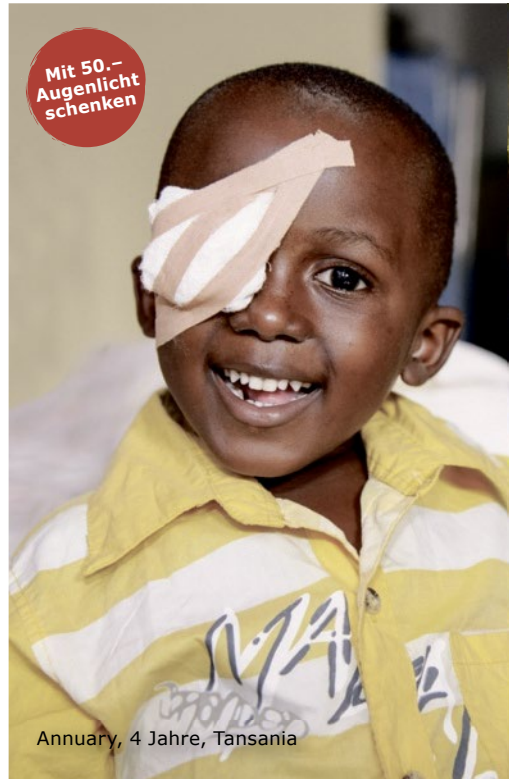
Was wir von Ihnen erwarten

- Sie haben Interesse an der Arbeit mit Menschen jeden Alters
- Sie schätzen Bestehendes, sind aber auch bereit, Neues zu wagen
- Sie sind teamfähig und kommunikativ
- Ökumenische Offenheit ist Ihnen wichtig
- Als Interessentin oder Interessent für die 100%-Stelle sind Sie bereit, im Pfarrhaus Wohnsitz zu nehmen

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung bis **6. Januar 2019** an:
Sekretariat der Reformierten Kirchgemeinde Hilterfingen
Spychertenstrasse 11, 3652 Hilterfingen
E-Mail: sekretariat@kirchgemeindahilterfingen.ch

Weitere Auskünfte erteilen Ihnen:
Elisabeth Stähli-Hebeisen, Verwalterin, Hilterfingen
Tel. 033 243 24 27, E-Mail: estaehli@kirchgemeindahilterfingen.ch
Astrid Maeder, Pfarrerin, Hünibach
Tel. 033 243 41 92, E-Mail: amaeder@kirchgemeindahilterfingen.ch

www.kirchgemeindahilterfingen.ch



Mit 50.-
Augenlicht
schenken

Annuary, 4 Jahre, Tansania

**Weltweit erblindet
jede Minute ein Kind.
Schenken Sie Augen-
licht.**

**Ihre Spende lässt Kinder
wieder sehen.**

www.cbmswiss.ch
PC 80-303030-1 • 8800 Thalwil



KEREN HAJESSOD SCHWEIZ
PC-Konto 80-30297-4 | IBAN CH29 0900 0000 8003 0297 4
info@kerenhajessod.ch | 044 461 68 68
www.kerenhajessod.ch

**Helfen Sie uns, benachteiligte Kinder
und ihre Familien in Israel zu unterstützen.**

HELFEN SIE DEN KINDERN VON ISRAEL

Das Youth-Futures-Programm: Chancengleichheit, Familie und soziale Werte für eine bessere Zukunft.

Spenden an Keren Hajessod Schweiz sind steuerabzugsberechtigt.

Von Nazareth nach Bethlehem

Auf alten Hirtenpfaden wandern wir mit einem Esel durch das Heilige Land. Unterkunft in einfachen Hotels, bei christlichen Familien und bei Beduinen. Gepäcktransport ist organisiert.

Die nächsten Reisedaten:
22.02. bis 05.03.19 Fr. 2980.-
15.11. bis 26.11.19 Fr. 3080.-

Verlangen Sie das Detailprogramm.
Imbach Wanderreisen, 6000 Luzern
041 418 00 00 oder www.imbach.ch

IMBACH
wandern weltweit

DOSSIER: Kaffeekränzchen

Blind Date im Kaffeehaus

Marie-Louise Barben war Gleichstellungsbeauftragte, Brigitte Lauffer Kirchenrätin, und Edy Hubacher raste im Bob zum Olympiasieg. Von «reformiert.» werden sie zum Austausch bei Kaffee und Kuchen eingeladen. Es wird ein heiteres, nachdenkliches, von Dankbarkeit geprägtes Gespräch. Barben erzählt, wie der Feminismus ihr Leben veränderte, und identifiziert die blinden Flecken in der Alterspolitik. Lauffer erklärt, wie sie begriffsstutzige Kollegen überzeugte und warum sie sich an Männern in Uniform freut. Und Hubacher sagt, weshalb er mit einem Hammerwerfer die Schuhe tauschte und wie ihn der Verlust seines Sohnes zum Glauben finden liess.

Interview: Sabine Schüpbach, Felix Reich Fotos: Désirée Good



Marie-Louise Barben (80), Brigitte Lauffer (87) und Edy Hubacher (78).

Es ist an einem Dienstagmorgen in Zürich. Marie-Louise Barben, Brigitte Lauffer und Edy Hubacher betreten die Konditorei Schober an der Napfasse im Oberdorf. Die Zeitung «reformiert.» hat sie zum Gespräch ins Lokal mit über hundert-jähriger Tradition und legendärer Patisserie eingeladen. Die drei kennen sich nicht, machen aber sogleich Duzis, beginnen zu plaudern.

Nachdem sie an der Theke Apfelstrudel, Apfelkuchen und Zitronentörtchen bestellt haben, gehen sie in den ersten Stock. Der Raum wirkt wie eine rote Plüschhöhle, mit barock anmutenden Sesseln und Tischchen sowie gedämpftem Licht. Der ehemalige Zehnkämpfer und Bobfahrer Hubacher, ein Zweimetermann, muss wegen der tiefen Decke den Kopf einziehen. Die drei machen es sich in drei Plüschsesseln rund um einen kleinen Tisch bequem. Wir eröffnen das Gespräch mit einer Vorstellungsrunde.

Herr Hubacher, wer sind Sie?

Edy Hubacher: Das ist untypisch für mich, dass ich anfangen soll. Können nicht die Damen beginnen? Das gehört sich doch so.

Marie-Louise Barben: Du wurdest gefragt, also darfst du antworten.

Hubacher: Na gut. Ich wurde in Bern geboren und fühle mich auch heute noch als Berner, obwohl ich nicht in der Stadt wohne. Als ich 14 Jahre alt war, zogen meine Eltern nach Jegenstorf im Berner Mittelland. Dort wuchs ich quasi im Schlosspark auf, denn wir wohnten im Gärtnerhäuschen. Ich wurde Primarlehrer und trat mit knapp 20 Jahren meine erste Stelle an einer Gesamtschule im Berner Oberland an. Dort unterrichtete ich 40 Kinder von der ersten bis zur neunten Klasse in einem Zimmer. Das hat mich gelehrt, was mein Leben lang wichtig blieb: Disziplin, Disziplin, Disziplin.

Wo brauchten Sie Disziplin?

Hubacher: Im Vorbereiten der Schullektionen auf vier verschiedenen Stufen. Später für das harte, vielseitige Training als Leichtathlet und Bobfahrer. Heute mache ich jeden Morgen im Bett als Erstes eine halbe Stunde Gymnastik.

Brigitte Lauffer: Und ich gehe im Sommer jeden Morgen im nahen Zürichsee schwimmen. Doch wer bin ich? Meine Kindheit und Jugend verbrachte ich in Zollikon. Damals war Krieg, das hat mich wohl am meisten geprägt. Ich war acht, als der Zweite Weltkrieg begann, und 14, als er zu Ende war. Nach dem Gymnasium liess ich mich zur Lehrerin ausbilden, wurde Mutter von vier Kindern. Später war ich zwölf Jahre im Zürcher Kirchenrat. Heute bin ich 87 Jahre alt, Grossmutter und Urgrossmutter. Es geht mir zum Glück immer noch sehr gut. Und ich bin seit 63 Jahren mit meinem Mann zusammen, das ist schön.

Und wer sind Sie, Frau Barben?

Barben: Ich wurde dieses Jahr 80. Ich bin dankbar für mein Leben, obwohl es nicht immer problemlos verlief. Auch bin ich froh, in einem Land zu leben, das gut funktioniert und ein verlässliches Rechtssystem hat. Das ist nicht selbstverständlich. Als ich um die 40 war, hat der Feminismus mein Leben verändert.

Erzählen Sie.

Barben: Meine erste feministische Regung hatte ich allerdings bereits mit elf. Ich wuchs in einer bürgerlichen Familie in Interlaken auf. Wir waren drei Schwestern, und als unser Bruder, ein Nachzügler, geboren wurde, sagten manche Leute: «Endlich ein Stammhalter im Dreimädelhaus!» Es klang, als ob er mehr wert

«Das hohe Alter ist ein Frauenuniversum. Frauen werden älter als Männer und hochaltrige Menschen grösstenteils von Frauen betreut. Die Gesellschaft sollte diese Betreuungsarbeit mehr würdigen.»



sei als wir Mädchen. Später wurde die Frauenbewegung zum Wendepunkt in meinem Leben.

Inwiefern?

Barben: Ich kam in den Siebzigerjahren mit ihr in Kontakt, als ich als Sekretärin arbeitete. Die Auseinandersetzung mit dem Thema Gleichberechtigung hat mich ermächtigt, mit 45 Jahren auf dem zweiten Bildungsweg zu studieren. Meine Zeit als Hausfrau und Mutter war nicht die glücklichste gewesen. Ich liebe meine drei Kinder, sie sind sehr wichtig für mich. Aber ich spürte damals, dass da noch etwas mehr sein musste. Eine meiner Töchter sagte einmal: Mit dir konnte man erst reden, als du zu arbeiten begonnen hast! Heute engagiere ich mich für die Grossmütter-Revolution.

Lauffer: Davon habe ich gehört. Was macht ihr da genau?

Barben: Das Projekt ist von Migros Kulturprozent. Die Rolle der älteren Frauen soll in der Gesellschaft mehr Gewicht erhalten. Ich befasse mich seit Längerem mit der Alterspolitik. Mein Anliegen ist, dass ein Leben in Würde bis ins hohe Alter möglich ist. Lauffer: Wird heute über das Alter gesprochen, geht es oft ums Geld. Es fehlen Pflegeplätze, die Betreuung kostet zu viel. Ich lese immer wieder über die Krankheiten von uns Hochaltrigen, vor allem über Demenz. Das stimmt mich traurig.

Welche Geschichten des Alters müssten denn erzählt werden?

Lauffer: Ich lese wenig darüber, wie man im hohen Alter noch einiger-

massen selbstständig leben kann und wo man Hilfe bekommt.

Hubacher: Mit diesen Artikeln geht es mir ähnlich. Obschon ich Gebrechen habe, bin ich noch gut zügig. Ich fühle mich nicht alt. Vielleicht, weil ich häufig mit jungen Menschen Kontakt habe. Ich engagierte mich etwa freiwillig in Projekten mit jungen geistig beeinträchtigten Menschen. Und ich lebe mit meiner Frau, der Tochter, der Enkelin und der anderthalbjährigen Urenkelin in einem Viergenerationenhaus.

Barben: Wir gehören alle drei zu den Golden Agers. Wir haben eine gute Ausbildung, sind relativ fit. Die Freizeit- und Reiseindustrie hat uns längst als Zielgruppe entdeckt.

Lauffer: Aber mit 85 Jahren kommt ein Bruch, der kommt auf euch beide noch zu! Seit damals merke ich, dass ich alt werde. Ich kann nicht mehr so schnell gehen, habe Mühe mit dem Gleichgewicht. Und das Gedächtnis – bis ich mir den Namen Hubacher merken konnte! (lacht)

Jetzt nimmt Brigitte Lauffer einen Schluck von ihrer heissen Schokolade. Sie schmunzelt: Sie schmecke noch genau gleich wie vor 65 Jahren, als sie hier im «Schober» mit ihrem Mann nach der Uni einkehrte. Die 87-Jährige tritt ebenso bescheiden auf wie Marie-Louise Barben, die reflektiert über ihr Leben erzählt, es in Zehn-Jahres-Phasen einteilt und politische Themen ins Gespräch einbringt. Edy Hubacher ist zunächst zurückhaltend. Ins Erzählen kommt er bei seinen Erlebnissen aus den Sechzigerjahren, als der Spitzensport in seinem Leben eine wichtige Rolle spielte.

Hubacher: Als Lehrer in Schwendibach konnte ich nicht effizient trainieren, weil es so abgeschieden war. Der Nachbar, ein Bauer, hatte mir eine Hantel gebastelt aus zwei Betonklötzen und einer alten, rostigen Stange dazwischen. Ich konnte mich manchmal eine Woche lang nicht rasieren, weil die Haut aufgeschürft war.

Barben: Du warst also gar nie Profi, sondern Amateur?

Hubacher: Zu meiner Zeit gab es in der Schweizer Leichtathletik keine Profis. Der Sport war für mich eine Notwendigkeit und ein Ausgleich. Als ich Lehrer in Iffwil war, absolvierte ich das Krafttraining in meiner Waschküche; zum Techniktraining fuhr ich am Mittwochnachmittag und jeden Monat an einem Wochenende nach Magglingen. In den langen Schulferien im Sommer konnte ich Trainingslager im In- und Ausland besuchen. Dass wir dafür nichts bezahlen mussten, war ein Ansporn, noch härter zu trainieren. Als der rechte meiner Segeltuchschuhe vom Kugelstossen abgewetzt war, tauschte

Marie-Louise Barben, 80



Sie wuchs in Interlaken auf, besuchte das Gymnasium und studierte einige Semester Englisch. Barben wurde früh Mutter und war zehn Jahre als Hausfrau tätig. Mit 31 Jahren begann sie, als Sekretärin zu arbeiten. Gestärkt von der Frauenbewegung, in der sie sich engagierte, absolvierte sie mit 45 Jahren ein Studium in Literatur, Staatsrecht und Linguistik. Von 1990 bis 2000 war Barben Leiterin der Fachstelle für die Gleichstellung von Frauen und Männern des Kantons Bern. Sie ist Mitbegründerin der «Grossmütter-Revolution» von Migros Kulturprozent. Sie hat zwei Töchter und einen Sohn sowie eine Enkelin und einen Enkel. Barben lebt in Bern.

ich mit einem Hammerwerfer, bei dem war der linke abgewetzt.

Frau Lauffer, Sie sagten, der Zweite Weltkrieg habe Sie geprägt.

Lauffer: Wir mussten das Essen mit Lebensmittelmarken kaufen und hatten viel weniger als Kinder, die heute in der Schweiz aufwachsen. Aber wir lebten in der vom Krieg verschonten Schweiz, das bedeutete uns alles. Natürlich war es eine schreckliche Zeit, wenn man weiss, was passiert ist. Doch uns schweissste die Bedrohungslage zusammen. Meine Kindheit habe ich als gute Zeit in Erinnerung. Wir hatten Freude am Militär. Wir glaubten, dass es uns beschützt. Das ist mir bis heute geblieben: Ich freue mich, wenn ich Männer in Uniform sehe.

Barben: Das kenne ich. Mein Vater war im Aktivdienst. Wenn er übers Wochenende heimkam, behielt er seine Uniform an. Wir Kinder spazierten sonntags gerne stolz mit ihm über den Höhenweg in Interlaken. Später führte das Thema Landesverteidigung zu Konflikten, weil mein Vater nicht verstehen konnte, warum wir Kinder die abschreckende Wirkung der Schweizer Armee als Mythos betrachteten und 1989 sogar für die Abschaffung der Armee stimmten.

Lauffer: Wir wussten, dass Hitler böse war. Ich erinnere mich, wie wir angstvoll seiner Stimme im Radio lauschten. Doch das ganze Ausmass der Katastrophe mit der Judenverfolgung durch die Nazis kannten wir nicht. Von den Verstrickungen der Schweiz erfuhr ich erst, als die Geschichte aufgearbeitet wurde.

Hubacher: Als Sportler trug ich das Schweizer Trikot immer mit Stolz. Der wurde jedoch abgeschwächt, als ich mit meinen Klassen über die Rolle der Schweiz während des Nationalsozialismus sprach. Ich wollte, dass sie verstehen, wie ungeheuerlich es war, dass sich so viele Menschen von einem grässlichen Demagogen mitreissen liessen.

Lauffer: Mich nimmt nun aber noch ein ganz anderes Thema wunder. Wie habt ihr beide es eigentlich mit der Digitalisierung? Ich kann am Handy SMS schreiben, an meinem I-Pad mailen oder am SBB-Automaten ein Billett kaufen. Aber mehr kann ich nicht. Die Zeitungartikel, in denen es um Algorithmen geht, verstehe ich nicht. Und ich frage mich dann immer: Müsste ich das eigentlich verstehen?

Barben: Ich bin nicht bei Facebook oder Instagram und verstehe auch vieles nicht. Aber das I-Phone und den Computer brauche ich schon für meine Arbeit.

Hubacher: Ich brauche meinen Laptop für die Rätsel, die ich produziere. Bei der Morgengymnastik jasse ich gerne zwischen den Übungen auf dem Handy. Und wir haben einen Familienchat auf Whatsapp. Der ist wichtig, weil ich auf diese Weise mit der Tochter und den beiden Enkelinnen, die in Australien leben, verbunden bin. Ansonsten bin ich für echte Begegnungen.

Lauffer: Ich habe keinen Computer und kann kein Online-Banking machen. Ich zahle Rechnungen brieflich mit einem Zahlungsauftrag. Jetzt werden mir neu dafür Spesen berechnet. Das finde ich nicht gut.

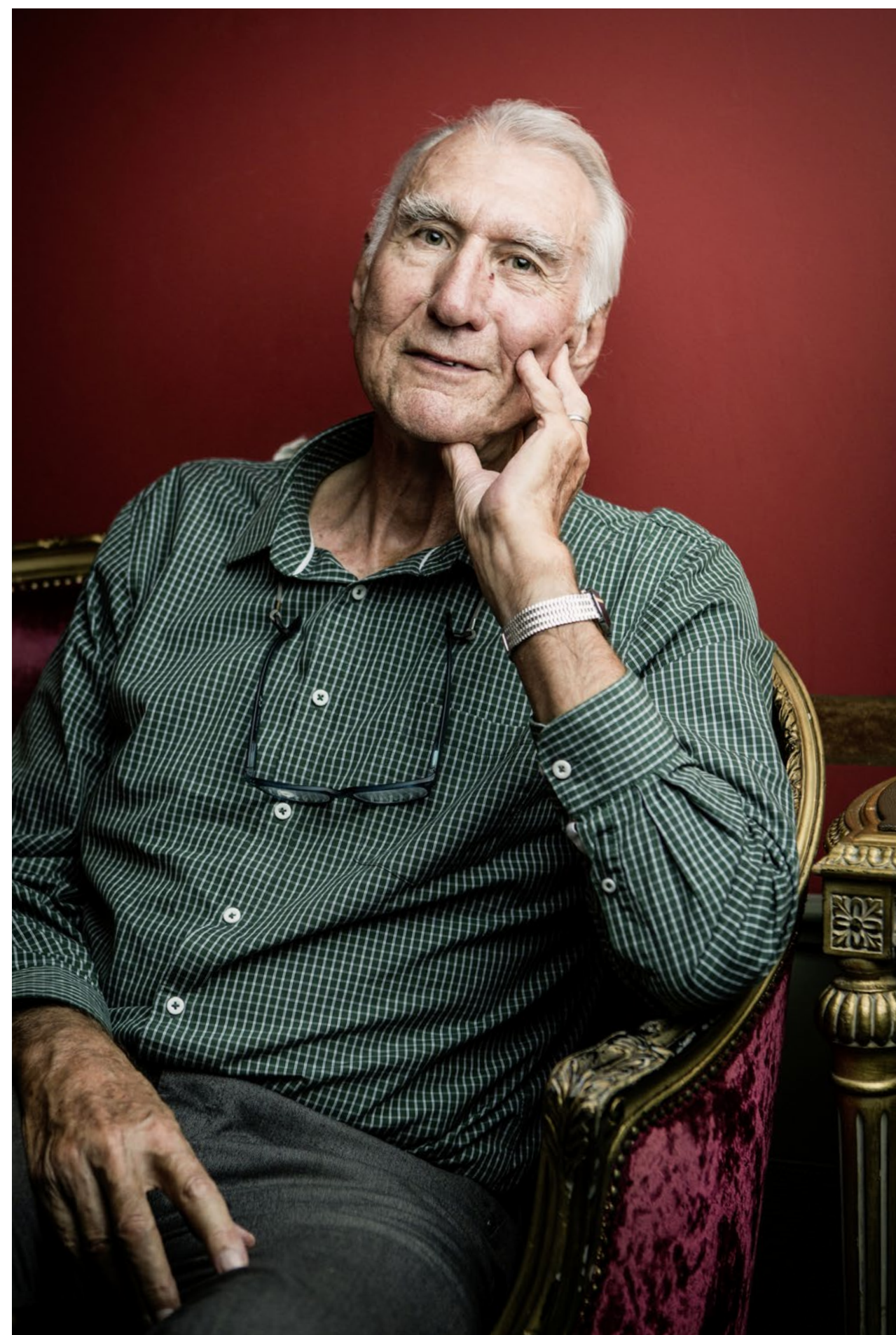
Barben: Du würdest es sicher leicht lernen können. Aber du willst halt nicht. Das ist etwas anderes.

Ist es das Privileg des Alters, dass man manche Entwicklungen nicht mehr mitmachen muss?

Barben: Nein zu sagen, muss man in jeder Lebensphase lernen. Jasagen aber auch.

Lauffer: Ist man so alt wie ich, muss man nur selten Nein sagen. Kaum

«Ich bin dankbar, dass mein Leben so gut verlaufen ist, obwohl ich viele Dinge falsch gemacht habe. Und manchmal freue ich mich auch nur darüber, etwas wiederzufinden, das ich vermisst habe.»



jemand will etwas von mir. Möchte mir jemand am Telefon eine Krankenversicherung verkaufen, frage ich: «Machen Sie das auch für Neunzigjährige?» Dann ist grad fertig. Hubacher: Der gleiche Trick funktioniert schon mit 75.

Barben: Aber eure Familien wollen doch sicher noch etwas von euch. Könt ihr da auch Nein sagen? Lauffer: Da werde ich schon noch gebraucht, das freut mich ja auch. Die Maturarbeit der Enkel korrigieren mein Mann und ich gerne. Die Kinder mahnen immer, dass die Enkel uns nicht zu viel zumuten. Gross wehren muss ich mich nicht.

Zum Glück bin ich nicht mehr 30: Denken Sie das ab und zu?

Lauffer: Schon manchmal. Ich liebe sehr gerne, aber all diese Kriegs-

gräuel und wie wir die Welt zerstören, das macht mir zu schaffen. Es wird immer schlimmer.

Das sagen Sie, die zur Zeit des Zweiten Weltkriegs aufwuchs?

Lauffer: Ja. Ich erlebe die heutige Zeit als sehr unsicher. Hubacher: Da bin ich nicht ganz der gleichen Meinung. Schlimmer als der Genozid an den Juden im Zweiten Weltkrieg kann es nicht mehr werden. Früher war nicht alles besser. Wir wussten einfach von vielem nicht, was passierte, und verklärten die Vergangenheit. Heute verbreiten die Medien jede Gräueltat sofort. Ich sollte endlich diese Push-Nachrichten auf meinem Handy abschalten, die bringen nur Verbrechen und Unfälle. Für mich hingegen ist Dankbarkeit zentral.

Edy Hubacher, 78

Edy Hubacher wurde in Bern geboren und wuchs in Jegenstorf auf. Er besuchte das Lehrerseminar und war Lehrer in Schwendibach, Iffwil, Ostermündigen und Moosseedorf. Daneben verfolgte er seine Sportkarriere. Von 1962 bis 1972 war Hubacher der beste Kugelstösser, einer der besten Diskuswerfer und Mehrkämpfer im Land. 1970 stieg er in den Bobsport ein und wurde 1972 Olympiasieger im Viererbob. Nach seiner Frühpensioenierung engagierte er sich in Projekten für Prävention und Fairplay. Heute kreiert er Kreuzworträtsel für viele Zeitschriften, auch für «reformiert.». Er lebt mit Frau, Tochter, Schwiegersohn, Enkelin und Urenkelin in Moosseedorf.

Und wofür sind Sie dankbar?

Hubacher: Dass mein Leben so gut verlaufen ist, obwohl ich viele Dinge falsch gemacht habe. Ich bekam vieles geschenkt: dass ich eine harmonische Familie habe, oder dass ich mich mit dem abfinden kann, was heute nicht mehr geht. So kann ich meinen rechten Arm wegen einer degenerativen Erkrankung der Halswirbel nicht mehr heben.

Barben: Beruust du etwas?

Hubacher: Um das zu beantworten, bräuchte ich viel mehr Zeit. In persönlichen Beziehungen habe ich sicher Fehler gemacht. Und ich hätte früher das Stabhochspringen lernen sollen. Dann wäre ich im Zehnkampf besser geworden als nur einmal Schweizer Meister (lacht). Und wie ist das bei dir?

Barben: Bereuen tue ich nichts. Aber wenn ich nochmals zurück könnte, würde ich meinen beruflichen Weg gerne früher aktiv gestalten.

Lauffer: Das war früher viel schwieriger als heute! Unsere Töchter haben es in dieser Hinsicht schöner. Ich freue mich für sie, dass sie arbeiten dürfen.

Barben: Das stimmt. Andererseits war es in den Siebzigern viel einfacher als heute, eine Stelle zu finden. Nach zehn Jahren Familienpause konnte ich mir damals aus mehreren Angeboten eine Stelle als Teilzeitsekretärin aussuchen. Das wäre heute unmöglich.

Lauffer: In den Sechzigerjahren hätte ich gerne als Lehrerin gearbeitet. Aber es gab zu dieser Zeit fast keine Teilzeitstellen, weil der damalige Erziehungsdirektor der Ansicht war, man könne einem Schulkind nicht zwei Lehrer zumuten.

Später waren Sie zwölf Jahre lang Kirchenrätin und somit eine Führungskraft.

Lauffer: Ich habe schon vorher als Lehrerin meinen Mann vertreten, wenn er im Kantonsrat oder im Militär war. Und ich war Präsidentin der FDP-Frauen Zürich, nachdem 1971 das Frauenstimmrecht eingeführt worden war. Ich half mit, für die FDP Frauen zu suchen, die sich für Behörden und öffentliche Ämter aufstellen liessen. Das war eine spannende Zeit. Ich habe viel gelernt. Vor allem, wie man als Frau vor Männern hinstehen und zu ihnen sprechen muss. Das kam mir später als Kirchenrätin sehr zugute.

Muss man denn anders sprechen mit den Männern?

Lauffer: Meine Erfahrung ist, dass Männer schneller als Frauen davon ausgehen, dass sie recht haben. Ich musste jeweils ideenreich sein, um meine Ziele zu erreichen.

Zum Beispiel?

Lauffer: Als ich gerade neu im Kirchenrat war, kam eine Anfrage aus



der Synode: Kann man auch in einem Konkubinat eine christliche Beziehung führen? Ich war für Familienthemen zuständig. Ich habe die Frage dann mit einer Gruppe aus Juristen und Theologen bearbeitet, und wir kamen zum Schluss: Ja, man kann. Doch einige meiner Kirchenratskollegen, alles Männer, druckten herum und meinten: Sie wüssten nicht, ob man der Synode so antworten könne. Ich wusste aber, dass ihre Söhne und Töchter – wie meine eigenen – fast alle im Konkubinat leben, und fragte: «Glaubt ihr wirklich, dass eure Kinder unchristliche Beziehungen leben?» So haben sie es begriffen.

Eine Frau zu überzeugen, wäre einfacher gewesen?

Lauffer: Ja. Eine Frau muss gegenüber Männern besser argumentieren, als das ein Mann müsste. Ich habe aber immer gern mit Berufskollegen zusammengearbeitet.

Barben: Als Frau musst du dich vom Gedanken verabschieden, von allen geliebt zu werden. Du darfst keine Angst haben anzuecken. Oft ist das sogar nötig. Das ist das Wichtigste, das ich während meiner zehn Jahre als Gleichstellungsbeauftragte des Kantons Bern gelernt habe.

Lauffer: Ich war sehr gerne Kirchenrätin. Wir konnten viel bewegen, zum Beispiel war es innert weniger Wochen möglich, das Lighthouse, ein Sterbehospiz für Aidskranke, zu ermöglichen, indem wir als Kirche finanziell dafür bürgten.

So einfach ging das aber nicht.

Lauffer: Stimmt. In der Synode sagte jemand, Aids sei eine Geissel Gottes, die Kirche brauche sich nicht um die Kranken zu kümmern. Ich wurde so wütend, ich habe fast geweint. Ich weiss nicht mehr, was ich dann sagte, aber am Schluss haben die Synodalen geklatscht.

Barben: Damals herrschte in der Kirche Aufbruchstimmung. Ich habe es miterlebt, weil ich mir mein Zweitstudium mit einem Teilzeitjob bei einer kirchlichen Arbeitsstelle in Bern verdiente. Damals wollte die Kirche in die Gesellschaft hineinwirken. Heute befasst sie sich fast nur noch mit ihren eigenen Strukturen.

Marie-Louise Barben, die linkspolitische Frauenbewegte, und Brigitte Lauffer, die bürgerliche Kirchenfrau, verkörpern nur auf den ersten Blick Gegensätze. Im Laufe des Gesprächs entdecken sie viele Parallelen in ihren Biografien. Obwohl Lauffer niemals wie Barben für die Abschaffung der Armee gestimmt hätte. Nach dem Gespräch werden sie ihre E-Mail-Adressen austauschen. Die Kaffeerunde scheint sich schon dem Ende zuzuneigen, als Edy Hubacher noch einen Café Mé lange bestellt und erzählt.

Hubacher: Ein Wendepunkt in meinem Leben war, als wir unseren Sohn Marc verloren. Er war erst 23 Jahre alt. Als engagierter Christ half er mit einer Jugendgruppe auf den Philippinen beim Erstellen einer Wasserleitung für den Reisanbau. Danach wollte er allein einen befreundeten Pfarrer besuchen. Wie wir erst ein halbes Jahr später erfahren, war er bei der Besteigung eines Vulkans tödlich verunglückt. Marc hat mir den Weg gezeigt. Das macht mich dankbar.

Barben: Dankbar? Ein Kind zu verlieren, ist doch das Schlimmste.

Lauffer: Das ist meine grösste Angst, dass eines der Kinder vor mir stirbt. **Hubacher:** Unserer Dankbarkeit ging eine Zeit der Trauer und des Loslassens voraus. Marc redete nicht nur von Nächstenliebe, er lebte sie. Wie

«In habe keinen Computer und kann kein Online-Banking machen. Ich bezahle meine Rechnungen brieflich mit einem Zahlungsauftrag. Jetzt werden mir neu dafür Spesen berechnet. Das finde ich nicht gut.»



wir im Nachhinein erfahren, konnte er vielen Menschen helfen. Durch sein Vorbild bin ich Christ geworden. Nach meiner Morgengymnastik lese ich jeweils die Tageslosungen aus der Bibel.

Haben Sie Angst vor dem Sterben?

Lauffer: Nein. Ich weiss nicht, ob die Angst noch kommt, wenn der Tod näherrückt. Das werde ich sehen.

Woher diese Gelassenheit?

Lauffer: Das kann ich nicht erklären. Ich habe im Moment einfach keine Angst. Mein Leben war gut. Ich glaube, ich kann gehen, wenn es so weit ist. Trotzdem bin ich sehr dankbar, wenn ich noch einige Zeit mit meinem Mann zusammensein kann. Auch würde ich gerne noch mehr Urenkel erleben.

Hubacher: Ich würde auch gerne erfahren, was aus meinen Enkelinnen und Urenkelinnen wird. Ich habe zwar keine Mühe, älter zu werden, aber ich hoffe trotzdem, dass mir noch etwas Zeit gegönnt ist.

Als Leistungssportler konnten Sie sich auf Ihren starken Körper verlassen. Ist es schwierig zu erleben, wie der Körper Kraft verliert?

Hubacher: Nein, der Kreis schliesst sich. Als Jugendlicher war ich ein «Gstabi», jetzt bin ich wieder einer. Dazwischen habe ich etliches gelernt und einiges erreicht. Ich orientiere mich an dem, was ich noch kann. Ich bin dankbar, wenn ich etwas wiederfinde, das ich vermisst habe. Und ich kann immer noch für Zeitschriften Rätsel kreieren. Obwohl ich mir manchmal nicht mehr

recht traue und Fragen wie Antworten mit Google überprüfe.

Barben: Ich habe keine Angst vor dem Tod. Aber wie wird das Ende des Lebens aussehen? Es entzieht sich – zum Glück – ein Stück weit unserer Planbarkeit. Aber ich nehme mir immer vor, dass ich mich nicht beklagen werde, wenn es mir gesundheitlich nicht so gut geht.

Was lässt sich nicht mehr planen?

Barben: Wir gehen immer davon aus, dass es uns bis zum Schluss gutgeht – eine irrige Vorstellung. Die Realität ist, dass viele hochaltrige Menschen abhängig und unselbstständig werden. Wie ich denken und handeln werde, wenn es bei mir so weit ist, kann ich nicht voraussagen. Ich habe eine Patientenverfügung, aber damit lässt sich nicht alles regeln. Für die jüngste Studie der Grossmütter-Revolution haben wir 69 Frauen zwischen 55 und 75 Jahren befragt, was sie sich für das Lebensende wünschen. Mit den beiden Hauptergebnissen kann ich mich voll identifizieren.

Nämlich?

Barben: Bis zuletzt wollen die Frauen selbst bestimmen. Und sie wünschen sich Menschen um sich, die sie als Individuen würdigen: Freunde, Familie, verständnisvolles Pflegepersonal.

Lauffer: Geliebte Menschen um sich haben, das möchte man wohl in jeder Lebensphase.

Hubacher: Ich will es auf jeden Fall. Darum ist mir unser Viergenerationenhaus so wichtig. Meine Töchter vermieten die Wohnung im Erdgeschoss über Airbnb. Wenn meine Frau und ich die Treppe zur jetzigen Wohnung nicht mehr hochsteigen können, dürfen wir ins Parterre ziehen – ein beruhigendes Gefühl.

Barben: Nicht alle haben solche Bedingungen. Gerade deshalb sollte sich die Politik verstärkt mit dem hohen Alter befassen.

Und welchen Appell richten Sie an die Politik?

Barben: Das hohe Alter ist ein Frauenuniversum. Frauen werden älter als Männer, und auch die überwiegende Mehrheit derer, die sich um sie kümmern – Familienangehörige, Spitex, Personal in Pflegeheimen – sind Frauen. Sie bräuchten mehr gesellschaftliche Wertschätzung und müssten mehr verdienen.

Hubacher: Ich vertraue darauf, dass die junge Generation diese Fragen anpacken wird. Ich sehe viele politisch engagierte und sozial denkende Junge in unserem Umfeld. Da wächst eine neue Bewegung. Aber nun muss ich euch unbedingt noch auf dem Handy ein Foto unserer Urenkelin Lou zeigen. Sie nennt mich «Papapa», und wenn sie mich ruft, lasse ich alles stehen und liegen.

Brigitte Lauffer, 87

Sie wurde in Zürich geboren und wuchs in Zollikon auf. Nach dem Gymnasium besuchte sie das Lehrerseminar und arbeitete als Lehrerin, bevor sie Mutter und Hausfrau wurde. Als Präsidentin der FDP-Frauen engagierte sie sich nach der Einführung des Frauenstimmrechts 1971 dafür, Frauen für politische Ämter zu suchen und zu gewinnen. Von 1983 bis 1995 gehörte Brigitte Lauffer dem Zürcher Kirchenrat an, der Exekutive der Landeskirche – sechs Jahre davon als einzige Frau. Sie war verantwortlich für Diakonie und soziale Fragen. Lauffer lebt mit ihrem Mann in Au am Zürichsee. Sie hat vier Kinder, acht Enkelinnen und Enkel und zwei Urenkelinnen.



Gastbeitrag



So wirbt die Zürcher Hochgebirgsklinik Anfang der 1960er-Jahre, kurz nach dem Ende des Kurbooms.

Illustration aus Jubiläumsbuch 100-125 Zürcher RehaZentren

Beim Kuren gleich der Kirche beitreten

Klinikseelsorge Davos war vor 100 Jahren schweizweit der wichtigste Kurort gegen Tuberkulose. Die Seelsorge führte ein eher stiefmütterliches Dasein im Klinikalltag. Heute ist sie komplett professionalisiert und eigenständig.

Erschöpft kommen zwei tuberkulosekranke Männer mit dem Pferdeschlitten an. Es ist der 8. Februar 1865. Sie sind die ersten Kurgäste. Unter Aufsicht des Arztes Alexander Spengler genesen sie rasch, durch eine «Freiluftliegekur». Rund 40 Jahre später gibt es in Davos 26 Sanatorien, 34 Hotels und 51 Pensionen für Kurgäste. Die Einwohnerzahl hat sich auf 10 000 Personen vervielfacht, es gibt eine Infrastruktur für 25 000 Kurgäste. «Davos war der schweizweit bedeutendste Kurort für die Behandlung von Tuberkulose für Patienten aus dem In- und Ausland», sagt Timothy Nelson, Leiter der Dokumentationsbibliothek Davos.

An Weihnachten vereinigt

Tuberkulose ist damals eine in Europa verbreitete Volkskrankheit, um 1900 stirbt jede zehnte Person in der Schweiz daran. Als einziges Mittel dagegen gilt ein «immuner Ort» wie Davos, an dem die «Liegekuren» in Luft und Sonne, kombiniert mit chirurgischen Eingriffen, eingesetzt wird. Weil Tuberkulose eine «Volksseuche» ist, wird der Kampf dagegen auch eine kirchliche Aufgabe. «Verschiedene Häuser wie etwa die Basler Heilstätte, das Alexanderhaus oder die Heilstätte Wolfgang sind mindestens zum Teil aus religiösen Motiven entstanden und dürften Einrichtungen wie einen «Hauspfarrer» gehabt haben»,

sagt Nelson. So ist auch der reformierte Pfarrer Walter Bion beteiligt an der Gründung der «Stiftung Zürcherische Heilstätte für Lungenkranke» im Jahr 1896. Diese kauft 1918 das damalige Kurhaus Davos-Clavadel, die heutige Rehaklinik.

«Davos war der schweizweit bedeutendste Kurort für Tuberkulose.»

Timothy Nelson
Leiter Dokumentationsbibliothek

Wie damals Seelsorge gemacht wurde, ist nicht aufgearbeitet, auch eine Geschichte der Davoser Kirchgemeinden fehlt. Sicher ist: «Das religiöse Leben und das Kurleben waren miteinander verflochten», sagt Nelson. Bekanntheit hat Pfarrer Johannes Hauri, der mit einem Lungenleiden nach Davos kommt. Bis zu seinem Tod 1919 wirkt er fast fünf Jahrzehnte als «Tröster der Leidenden, als Theologe von be-

deutender geistiger Ausstrahlungskraft und als literarisch gebildeter Anreger des kulturellen Lebens». Feste sind Höhepunkte im Sanatorium-Leben: «Die Weihnachtsfeier vereinigte alle im Saale zu einer einzigen Familie.»

Es gibt auch ablehnende Haltungen gegenüber dem Engagement der Kirchenleute. Pfarrer und Missionar Elias Schrenk beklagt sich, dass kurz nach dem Segen im Gottesdienst schon die Teller für das Mittagessen klirrten.

Seelsorge als «Notverband»

Bis nach dem Zweiten Weltkrieg sind oft die Ortspfarrer zuständig für die Seelsorge an den Kurgästen. Allerdings kommen bis zu drei Viertel der Gäste aus dem Ausland, sodass etwa die deutsche evangelische Kurgemeinde einen eigenen «Kurpfarrer» hat. Ab 1946 stellen die Kantonalkirchen von Zürich, Basel-Stadt, Thurgau und Schaffhausen im «Evangelischen Heilstättenpfarramt Davos» einen Seelsorger für die damals rund 900 reformierten Kurgäste an. In den 1950er-Jahren gibt Pfarrer Eugen Schüepp, für sieben Sanatorien zuständig, genaueren Einblick in die Seelsorgearbeit. Er macht Gottesdienste, Bibelstunden, Konf-Unterricht, Taufen, Trauerfeiern. Mit einem «Konvertitenkurs» bereitet er Wiedereintrittswillige in die Kirche vor. Seelsorge vergleicht er mit einem

«Notverband», durch den viele «gerettet worden seien». Schüepp hat eine interkonfessionelle Haltung, denn «im Sanatoriumsdienst treten die streng konfessionell-kirchlichen Interessen zurück».

Niedergang und Neuanfang

Die Erfindung von Streptomycin im Jahr 1943 setzt dem Davoser Kurboom um 1960 ein Ende. Clavadel ist von der Schliessung bedroht, erfindet sich aber als Mehrzweckklinik neu. Heute heisst die Trägerorganisation «Stiftung Zürcher RehaZentren», mit Rehabilitationen in Wald ZH, Davos und Lengg AG. Neben Clavadel gibt es in Davos noch die Hochgebirgsklinik in Davos-Wolfgang und das niederländische Asthmazentrum. Die ehemalige Kurhauptstadt entwickelte sich im Sport und Tourismus. «Nach dem Ende des Kurort-Booms wird zudem die Kongressstadt Davos geboren», sagt Nelson.

Auch die kirchliche Arbeit verändert sich. «Seelsorge war bis in die 1970er-Jahre eine geduldete, eher stiefmütterlich behandelte Disziplin in Spitälern und Kliniken», sagt Christoph Morgenthaler, emeritierter Professor für Praktische Theologie. Bis dahin ein Anhängsel der Disziplin «Verkündigung», bekommt sie durch die «Seelsorgebewegung» Eigenständigkeit. «Durch die Professionalisierung der Weiterbildung und die Differenzierung in Bereiche wie Spital, Psychiatrie und Gefängnis hat die Seelsorge heute eine hohe Akzeptanz in diesen Institutionen», sagt Morgenthaler. Die Spezialseelsorge ist eine kirchliche Antwort auf die heutige Vielfalt der Lebensentwürfe und «ein stilles, aber wirksames Angebot.» Daniel Klingenberg

Daniel Klingenberg ist Klinikseelsorger in der Zürcher Rehabilitationsklinik in Davos Clavadel und Journalist. Die Klinik feiert dieses Jahr ihr 100-jähriges Bestehen.

Mehr Ressourcen gefordert

Konvention Die Istanbul-Konvention ist ein Netzwerk aus über 40 NGOs und Fachstellen. Gemeinsam haben sie die Europaratskonvention zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt (Istanbul-Konvention) verfasst. Seit April 2018 gilt diese auch in der Schweiz. Die Mitglieder des Netzwerks fordern nun eine diskriminierungsfreie Umsetzung der Konvention in der Schweiz. Alle Betroffenen sollen gleiche Rechte und gleichermassen Zugang zu Unterstützung, Schutz und Strafverfolgung haben müssen. Das sei heute noch nicht der Fall, heisst es in einer Medienmitteilung. Viele Angebote seien nicht barrierefrei, es fehle an adäquater Unterstützung von Betroffenen sexualisierter Gewalt. Migrantinnen riskierten, ihr Aufenthaltsrecht zu verlieren, wenn sie sich aufgrund von Gewalt trennen. rig

Amnesty entzieht Suu Kyi den Ehrentitel

Völkermord Die Menschenrechtsorganisation Amnesty International hat der De-facto-Regierungschefin und Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi von Myanmar (früher Burma) den Ehrentitel «Botschafterin des Gewissens» entzogen. Seit mehr als einem Jahr steht Suu Kyi wegen der brutalen Vertreibung von mehreren Hunderttausend Muslimen der Volksgruppe der Rohingya massiv in der Kritik. Generalsekretär Kumi Naidoo ist enttäuscht über die augenscheinliche «Gleichgültigkeit» Suu Kyis gegenüber den Gräueltaten des Militärs gegen die muslimische Minderheit der Rohingya in ihrem Land. Die Vereinten Nationen sprechen von «Völkermord». Immer wieder gibt es Forderungen, Aung San Suu Kyi auch den Friedensnobelpreis wieder abzuerkennen. Dies ist nach Angaben des Nobelpreis-Komitees aber unmöglich. rig

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom 18.10.2018

Personelles

Der Kirchenrat genehmigt folgende Wahlen: von Pfr. Simon Becker durch die Kirchgemeinde Haldenstein, von Pfr. Markus Schärer durch die Kirchgemeinde Bivio-Surses und von Pfrn. Manuela Noack durch die Kirchgemeinde Chur. Er genehmigt die Provisionsverträge der Kirchgemeinde Klosters/Serneus mit Pfrn. Simone Geyda und der Kirchgemeinde Davos Dorf/Laret mit Pfrn. Astrid Fiehland van der Vegt.

Kirchliche Stiftungen

Das staatliche Recht verlangt, dass alle kirchlichen Stiftungen bis Ende 2020 im Handelsregister eingetragen sind. Dafür zuständig ist der jeweilige Stiftungsrat. Unterbleibt der Eintrag, so verliert die Stiftung ihre Rechtspersönlichkeit und wird von Gesetzes wegen aufgelöst. Der Kirchenrat unterstützt die bestehenden kirchlichen Stiftungen auf deren Wunsch bei der Eintragung. Gemäss kantonalem Recht obliegt ihm die Aufsicht über die kirchlichen Stiftungen.

Stefan Hügli, Kommunikation



Hugo Boss
Bottled Night
Homme
EdT Vapo
200 ml



69.⁹⁰
Konkurrenzvergleich
142.-

Issey Miyake
L'eau Majeure d'Issey
Homme
EdT Vapo
100 ml



54.⁹⁰
Konkurrenzvergleich
103.-

Paco Rabanne
Olympéa
Femme
EdP Vapo
50 ml



59.⁹⁰
Konkurrenzvergleich
89.⁹⁰



Giorgio Armani
Si
Femme
EdP Vapo
100 ml



94.⁹⁰
Konkurrenzvergleich
158.-

Cacharel
Loulou
Femme
EdP Vapo
30 ml



24.⁹⁰
Konkurrenzvergleich
51.⁹⁰

Burberry
My Burberry Black
Femme
EdP Vapo
30 ml



39.⁹⁰
Konkurrenzvergleich
77.⁹⁰

Markenparfums so gut wie geschenkt.

ottos.ch

«Wenn die Gedanken kreisen ...



... hilft mir Stille abzuschalten.»

Ein Tipp von von Herbert S., blind



Wir Blinden helfen gerne,
wenn wir können.
bitte helfen Sie uns auch.

www.szb.ch Spenden: PK 90-1170-7

SZBLIND

Schweizerischer Zentralverein
für das Blindenwesen

Ein bedeutungsvolles Bild sucht seinen Platz!



Das textile Gemeinschaftswerk aus Wolle und Seide (2,7 x 2,2 m) mit dem Titel: «**Ich bin die Auferstehung und das Leben**» (Johannes 11,25) wurde von 90 Frauen in ca. 1600 Arbeitsstunden angefertigt. Entwurf und Gesamtleitung stammen von der Künstlerin Ursula Hilty aus Uznach.

Schön wäre es, wenn dieses sinnreiche Bild wieder einen geeigneten öffentlichen Platz finden könnte. Interessenten melden sich bitte bei Elsbeth Meier, Tel. 055 280 44 20, oder bei Ursula Hilty, Tel. 055 280 35 56. Von den neuen Besitzern müssen nur die entstandenen Auslagen und die Spezialreinigungskosten übernommen werden.

Südsudan ■ Milchziege bietet befreiten Sklaven ...



www.milchziege.ch



Ich bin auch eine Lebensversicherung

... neue Existenz



www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

80 Unterwegs zum Du

persönlich – beratend – begleitend www.zum-du.ch
Basel/Bern: 031 312 90 91 Zürich/Ostschweiz: 052 536 48 87

5023 Biberstein
062 839 30 90

Radio Freundes-Dienst

Leben für Alle über DAB+

Infos und Programm: radiofd.ch

reformiert.

Folgen Sie uns auf [facebook/reformiertpunkt](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)

Je stiller du bist,
desto mehr kannst du hören.

Kursangebote für mehr Stille: www.plusbildung.ch

plusBILDUNG

ökumenische
bildungslandschaft
schweiz

Grosser Christbaumverkauf

in der Rathaushalle und bei der Comanderkirche in Chur
täglich von 9 bis 19.30 Uhr täglich von 9 bis 19.00 Uhr Sonntagsverkauf

Ab 5. bis 24. Dezember

aussuchen reservieren abholen bringen

Frisch geschnitten, direkt ab Kultur
Eisenbaumständer – Einführungspreis statt Fr. 49.– nur Fr. 29.–



Nichts verpassen!
Mit dem monatlichen
Newsletter stets Aktuelles
über Chur erfahren.

Zu allen Zeiten gab es auch Licht im Dunkel

Deportation Das Leben der Auguste Hertz war der Anstoss für sein zweites Buch zum Thema Widerstand in der Nazi-Diktatur. Hans Walter Goll, Domat/Ems, appelliert damit an die Zivilcourage.

Hans Walter Golls Vater weinte, als er ihm die Geschichte von Auguste Hertz erzählte. «Sie war eine entfernte Verwandte», erinnert sich Goll, «Männer im Auftrag der Gestapo schleppten die 83-Jährige beim so genannten «Altentransport» in Krefeld vor aller Augen in einer Schubkarre zum Hauptbahnhof.» Sie landete mit 222 anderen Krefelder «Alten» im Schlachthof Düsseldorf im Ghetto Theresienstadt und verstarb dort am 23. September 1942. «Diese Unmenschlichkeit soll uns nicht als Letztes von Auguste Hertz in Erinnerung bleiben», sagte sich Hans Walter Goll. Er beschloss, mehr über das Leben der Deportierten zu erfahren und ihre Geschichte aufzuschreiben. Jetzt ist sein Buch erschienen.

Glücklich verheiratet

Die Suche nach Auguste Hertz (1859–1942) gestaltete sich schwieriger als gedacht. Monatelang recherchierte Goll in den Archiven in Krefeld, blätterte in einschlägigen Büchern. Schliesslich entdeckte er sie mithilfe der NS-Dokumentationsstelle in Krefeld.

Die Reise zu den Ursprüngen seiner Erzählung war eine Reise in die eigene Familiengeschichte. Golls Vater stammte aus einer Familie, zu der Juden gehörten und in Krefeld lebten. «Die Tante meines Vaters war in Krefeld geboren und mit dem Bruder von Auguste Hertz, glücklich verheiratet», erzählt er.

Die beiden Biografien, die seines Vaters und Auguste Hertz, setzt Goll in seinem Buch deshalb nebeneinander. Dabei beschränkt er sich nicht nur auf Fakten. Mit viel Empathie beschreibt er den fiktiven Alltag von Auguste Hertz. Er beobachtet sie beim Einkaufen, was für Juden zunehmend schwieriger wurde. Er schildert, wie ihr Lebensraum immer weiter eingeschränkt wurde. Auch wie es an den Schulen damals aussah, erzählt Goll anschaulich. Die Jugendlichen wurden zum Hass auf alle erzogen, die nicht in die Norm der Nazis passten: Juden, Homosexuelle, Roma, Behin-



Hans Walter Goll: «Widerstand gegen die Unmenschlichkeit ist die Pflicht eines jeden Christen.»

Foto: Momir Cavic

«Es gab Christen, die Hitlers Politik von der Kanzel aus unterstützten.»

Hans Walter Goll
Autor und Pfarrer in Domat/Ems

derte. Dem Grauen verleiht er damit ein Gesicht. Aber auch dem Widerstand. «Den es immer und zu jeder Zeit in Deutschland gegeben hat», betont Goll.

Zum Beispiel in der «Bekennenden Kirche», die sich gegen die Vereinnahmung des Christentums durch die Nazis wehrte. «Da gab es auf der anderen Seite die «Deut-

schen Christen», die Hitlers Politik von der Kanzel aus unterstützten und Kruzifixe aus der Kirche entfernten», sagt Goll. Ein leidender Christus, der mit den Kranken und Schwachen mitleide, das sei unhaltbar für ein «Evangelium» der Starken und der Sieger, wie es die «Deutschen Christen» forderten. Allerdings seien ihre Gottesdienste eher schlecht besucht gewesen, schreibt Goll in seinem Buch. Im Gegensatz zu jenen der «Bekennenden Kirche». Sogar die damals kirchenfernen Sozialdemokraten seien aus Solidarität gekommen.

Halt am Nordwall 80

Am 18. Mai des letzten Jahres reiste Hans Walter Goll noch einmal in besonderer Mission nach Krefeld. Das Fichte-Gymnasium hatte ihn eingeladen, ein Referat über den Krefelder «Altentransport» und die Geschichte von Auguste Hertz zu halten, anlässlich der Verlegung eines «Stolpersteins» Gemeinsam mit

Schulklassen und Lehrpersonen begab sich der Pfarrer zum Nordwall 80. Hier, vor ihrem einstigen Wohnhaus, setzte der Künstler Gunter Demnig einen «Stolperstein» für Auguste Hertz in den Boden. Schüler legten Rosen und Kerzen dazu. «Die Nazi-Barbarei hat somit nicht das letzte Wort», sagt Goll. Rita Gianelli

Hans Walter Goll: Krefeld, Theresienstadt, Voltri. 2018. www.editionshwg.ch

Stolpersteine für Opfer des Nationalsozialismus

Stolpersteine sind ein Projekt des Künstlers Gunter Demnig, das im Jahr 1992 begann und sich in ganz Europa verbreitete. Mit im Boden verlegten kleinen Gedenktafeln soll an das Schicksal der Menschen erinnert werden, die aufgrund des Nationalsozialismus den Tod fanden. Mittlerweile gibt es rund 61 000 Stolpersteine.

Jesus hat das Wort

Niemand zündet eine Lampe an und stellt sie unter ein Versteck, sondern auf einen Leuchter, und sie leuchtet allen im Haus.



Lukasevangelium 11,33

Ein Licht im Versteck, wie unsinnig! Dieses Jesuswort ist kein Ratgeber für Raumbelichtung, es zielt auf die Ausstrahlung von Menschen. Nelson Mandela bezog sich darauf, als er 1994 nach 27 Jahren als politischer Häftling in seiner Antrittsrede zum ersten schwarzen Präsidenten Südafrikas sagte: «Jeder Mensch ist dazu bestimmt zu leuchten!»

Wäre diese Lichtenweisung nicht eine echte Herausforderung für die beginnende Weihnachtszeit? Auch das eigene Leuchten zu pflegen, neben der Erinnerung an «das Licht, das in die Welt gekommen ist»? Imaginieren wir einen Menschen mit Strahlkraft: Er tritt einem direkt, ruhig und mit entwaffnender Güte entgegen. Er ist ohne Bedürfnisse und will nichts von einem als ebensolch waches Dasein. Seine Gelassenheit schenkt einem Freiheit, in seiner Aufmerksamkeit schwingt Zuneigung mit. Aus seinen Augen

leuchtet ein Glück, das aus der Tiefe kommt und auch das Dunkle kennt.

Zweifel melden sich. Solch lichtvolle Menschen mag es geben, aber dass jede und jeder dazu fähig wäre, widerspricht der Alltagserfahrung von so vielen «Abgelöschten». Jesus hat dies bereits in seinem Bild von der Lampe unter dem Versteck vorgegeben: Da ist er schon, der unsinnige Scheffel, das Hohlgefäss! Und auch Nelson Mandela doppelte nach: «Es ist unser Licht, nicht unsere Dunkelheit, die uns am meisten Angst macht.»

Jeder Mensch kann leuchten, ebenso ist jeder gefährdet, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. In vielerlei Verkleidungen stülpt sich dieser Kübel darüber: Dann zweifle ich an mir selbst, bin unsicher, will keinen Neid schaffen, habe es schwerer als andere, genüge nicht, habe nichts zu geben, muss erst noch viel da-

zulernen ... So wird das Licht verschluckt und erstickt.

Das biblische Menschenbild ist nicht naiv. Vielmehr kreisen die meisten Erzählungen um das ursprünglich helle Wesen eines jeden Menschen und um die vielen späteren Trübungen. Aber im Kern lautet der Zusage: «Ihr seid das Licht der Welt» (Mt 5,14). Kein Mensch muss dieses Leuchten aus sich selbst heraus leisten, es ist in ihm angelegt: Licht (und letztlich Liebe) ist der Grund seines Wesens. Das Jesuswort regt dazu an, die eigenen Verdunkelungsschichten darum herum zu erkennen, zu lösen und lichtdurchlässig zu machen. Marianne Vogel Kopp

Zur Rubrik: Jesus lebte und verkündete das «Reich Gottes», die Welt, wie sie sein kann und soll. Er wollte gehört, nicht geglaubt werden. Seine Botschaft vom Heil für alle lässt bis heute aufhorchen. Mehr zum Konzept: reformiert.info/wort

Kindermund



Besser ein Kind umfahren als ein Dorf umfahren?

Von Tim Krohn

Dass Bigna sprachlos ist, erleben wir selten. Doch sie weint gerade bittere Tränen. Als ich diesen Sommer beim Tiefbauamt in Chur anrief, versicherte ein sehr freundlicher Herr: «Es ist so weit, die Umfahrung für Ihr Dorf wird ausgeschrieben.» «Ganz sicher?», fragte ich, «oder müssen wir noch etwas tun, um die Sache zu befördern?» «Nein, nicht nötig, wir haben mit allen Betroffenen Lösungen gefunden.»

Bigna bastelte gleich ein Transparent: «Hurra, wir bekommen die Umfahrung.» Das will sie am Tag der Ausschreibung über die Strasse hängen. Die jedoch lässt auf sich warten. Bigna vertreibt sich die Zeit, indem sie es weiter verschönert, mit Schneckenhäusern, Tannzapfen und Schlangenhaut, die sie mit Heissleim aufpappt. Doch umsonst. Heute stand in der Zeitung – als Frohbotschaft getarnt: «Ausschreibung voraussichtlich im Sommer 2019.»

Deshalb die Tränen. Nicht so sehr des Transparents wegen, viel mehr wegen Bignas Urgrossmutter, der Tatta, die sich wegen des Verkehrs nicht mehr in den Dorfladen wagt. Der liegt hinter dem Engpass, an dem sich immer die Autos stauen. Alte Leute wagen sich nicht mehr hindurch, denn wenn die Bahn für einmal frei ist, geben die Autos Gas, damit sie ja durch sind, ehe von der Gegenseite wer kommt. Gerast wird auch sonst, viele Fahrer sind noch euphorisiert von der Passfahrt, es gab auch schon Verletzte.

Deshalb beschloss das Dorf vor 20 Jahren die Umfahrung. Danach geschah nichts. Vor 5 Jahren wurde die Abstimmung wiederholt: 80 Prozent Ja. Und weiterhin geschieht nichts. Jedes Jahr heisst es: nächstes. Jemand verschleppt die Sache bewusst, das ist offensichtlich. Bigna hört zu, wie wir schimpfen. Wir sorgen uns um die Kinder, denn die Strasse führt dicht an den Häusern entlang, und der Kanton erlaubt nicht einmal solide Geländer: Sie würden den Verkehr und die Schneeräumung behindern. Gibt es noch mehr Verletzte, wird niemand daran schuld sein. Dazu Bignas Tatta, die zu Hause vereinsamt. Und endlich macht Bigna doch den Mund auf, zu einem einzigen Wort immerhin. Doch das kann ich hier nicht wiederholen, nicht einmal auf Romanisch.

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Sehen Sie, was Ihre Spende für Gewaltopfer bewirkt.



Dank Ihnen wächst der Frieden, zum Beispiel in Nigeria:
www.mission-21.org/frieden, PK 40-726233-2

mission 21
 evangelisches missionswerk basel



KULTOUR FERIEUREISEN
 052 235 10 00 | info@kultour.ch | www.kultour.ch

Portugal erleben
 29.3. – 6.4.2019 mit Pfr. U. Burkhalter
 Geschichte, Kultur & Kulinarik

Kuba auténtica
 18.4. – 3./7.5.2019 mit HMK
 Impressionen der Karibik

Israel für Entdecker
 28.4. – 7./10.5.2019 mit Pfr. J. Burger
 Das Land der Bibel

Jakobsweg Nordspanien
 3. – 13. Juni 2019 mit Pfr. R. Meier
 Kultur- und Naturwandern

Kultour-Kreuzfahrt
 20.8. – 1.9.2019 mit J. Wirth
 Rund um Grossbritannien

Naturparadies Namibia
 4. – 21.9.2019 mit Pfr. U. Zimmermann
 Spektakuläre Landschaften





Adonia Verlag adoniashop.ch

Adonia, Trinerweg 3, 4805 Brittnau
 Bestell-Telefon: 062 746 86 46, E-Mail: order@adonia.ch



Geschenkideen mit Wert

Wo sind Maria und Josef?
 Bibel-Wimmelbuch, Band 5
 Die Illustratorin Claudia Kündig hat auch das fünfte Wimmelbuch dieser Serie detailreich und humorvoll gezeichnet.
 Band 5 | B134073 | CHF 19.80
 Hardcover, A4, 28 S.

Neu

Alle 5 Wimmelbücher
 B134073-1 | nur CHF 75.– statt 99.–

Für Sonntagsschule und Kinderzimmer





Mundart-Wiehnacht
 1

Günstig im Set





Pferdehof Klosterberg
 5

Nicht nur für Pferdefans



Tipps

Buch

Weihnachten in den Tälern Graubündens

Weihnachten in den Tälern Graubündens – davon erzählen Pfarrerrinnen und Pfarrer sowie kirchliche Mitarbeitende in selbst geschriebenen Geschichten. In dem Büchlein «Schneegestöber» finden sich beispielsweise Gabi und Mary. Sie warten am Bahnhof von Arosa, ob Jesus mit dem nächsten Zug ankommt. Und Kinder in Chur verschenken am ein ganz besonderes Krippenspiel. Und was hat es mit Urs, dem leuchtenden Hirsch, auf sich? cb

Holger Finze (Hrsg.): Schneegestöber. TVZ, 2018, 145 Seiten, Fr. 22.–, www.tvz-verlag.ch



Geheimnisvolle Weihnachten in den Tälern Graubündens.

Foto: Mihaljo Nenad

Christoph Biedermann



Agenda

Bildung

Kirchliche Zusammenarbeit

Eine Tagung für alle, die sich für die aktuelle Situation der kleinen protestantischen Kirchen im Nahen Osten interessieren. Mit Gästen aus Syrien und Ungarn.

Sa, 19. Januar, 13–17.30 Uhr
Institut Unterstrass, Seminarstrasse 29, Zürich

044 360 88 10, info@heks.ch

Trauerfeier für verstorbene Kinder

Trauerfeier zum Weltgebetstag für verstorbene Kinder. Freundlich eingeladen sind alle, die um ein Kind trauern: Eltern, Geschwister, Paten, Menschen in betreuenden Berufen. Der Trauer Raum geben Mitglieder des Vereins Regenbogen Graubünden sowie Gospelmusiker und die Spitalseelsorgerinnen Susanna Meyer Kunz und Ivana Walser.

So, 9. Dezember, 17 Uhr
Kapelle Kreuzspital, Loëstrasse 99, Chur

Wochenendseminar zum Advent

Eine textlich-musikalische Einführung zu Johann Sebastian Bach's «Messe in h-Moll». Was sind die Ursprünge der Texte, worin liegt ihre Botschaft? Wie können Glaubenssätze, wie das Credo, in unsere Gegenwart übersetzt werden. Kursleitung haben Ansgar Liebhart, Theologe und Ulrich Sourlier, Musiklehrer.

8.–9. Dezember
Rigahaus Chur, Gürtelstrasse 88, Chur
Kursgebühr: Fr. 120.– (ohne Übernachtung). Anmeldung: 081 354 17 78

Kultur

Ausstellung «Dresses»

250 Jahre Mode in der Schweiz. Eine sinnliche, farbenfrohe Show. Zu sehen sind Kleidungsstücke aus schönster Seide, Samt und Satin. Eine eindrückliche Reise durch die Jahrhunderte.

Bis 28. Februar 2019
Historisches und Völkerkundemuseum
Museumsstrasse 50, 9000 St. Gallen
www.hvmsg.ch

Arno Camenisch liest

Der Bündner Autor und Performer liest aus seinem neusten Roman «Der Letzte Schnee» – ein frisches, witziges und berührendes Buch über das Verschwinden. In seinem ihm eigenen Sound gibt der Autor im Rahmen der Ausstellung «Custom Made» sein Werk zum Besten.

Fr, 28. Dezember, 20 Uhr
Kultur Platz Davos, Kino Arkaden,
Promenade 56, Davos Platz
info@kulturalianz.ch
www.kulturplatz-davos.ch

Adventsmusik aus fünf Jahrhunderten

«Siehe dein König kommt. Adventsmusik mit dem Bündner Vokalensemble mit Werken von J. Brahms, B. Dolf und weiteren.

– Sa, 8. Dezember, 20 Uhr
Kirche St. Luzi, Chur
– So, 9. Dezember, 17 Uhr
reformierte Kirche Schiers

Eintritt frei, Kollekte
www.buendner-vokalensemble.ch

Beratung

Paar- und Lebensberatung, Chur

Angelika Müller, Jürg Jäger, Reichsgasse 25, Chur, 081 252 33 77, angelika.mueller@paarlendo.ch, juerg.jaeger@paarlendo.ch, www.paarlendo.ch

Paar- und Lebensberatung, Engadin

Markus Schärer, Straglia da Sar Josef 3, Celerina, 081 833 31 60, markus.schaerer@paarlendo.ch, www.paarlendo.ch

Fachstellen

Behördenbildung und Organisationsberatung, Erwachsenenbildung, ÖME

Jacqueline Baumer, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 07, jacqueline.baumer@gr-ref.ch

Kinder und Familien

Wilma Finze-Michaelsen, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 08, wilma.finze@gr-ref.ch

Menschen mit einer Behinderung

Astrid Weinert-Wurster, Erikaweg 1, Chur, 081 250 28 63, astrid.weinert@gr-ref.ch

Gemeindediakonie, Freiwilligenarbeit, junge Erwachsene

Johannes Kuoni, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 85, johannes.kuoni@gr-ref.ch

Religionsunterricht

Ursula Schubert, Loëstrasse 60, Chur, 081 252 62 39, ursula.schubert@gr-ref.ch

Kirche im Tourismus

Cornelia Mainetti, Loëstrasse 60, Chur, 079 220 65 75, cornelia.mainetti@gr-ref.ch

Migrations-, Integrations- und Flüchtlingsarbeit

Daniela Troxler, Carsiliastrasse 195B, Schiers, 081 328 19 79, daniela.troxler@gr-ref.ch

Radio

Perspektiven

Karl Barth – der Schweizer gilt als ein Kirchenvater des 20. Jahrhunderts. 50 Jahre her ist sein Tod. Wie aktuell ist der widersprüchliche Denker heute noch? Ein Gespräch mit Christiane Tietz, Professorin für Systematische Theologie an der Universität Zürich und Autorin der jüngsten deutschsprachigen Barth-Biografie.

So, 9. Dezember, 8.30 Uhr
SRF 2

Immer weniger Kindern wird aus Kinderbibeln vorgelesen. Das bedeutet, dass Menschen auch immer weniger religiös sozialisiert werden. Was geht noch verloren, wenn das Wissen um biblische Geschichten nicht weitergegeben wird? Diesen Fragen ist die Pfarrerin Muriel Koch nachgegangen.

Di, 25. Dezember, 8.30 Uhr
SRF 2

Die Glocken des Berner Münsters gehören zu den ältesten, noch spielbaren der Welt. Diesen Schatz hütet Felix Gerber. Er ist Sigrist aus Leidenenschaft und nennt sich selbstironisch den «Glöckner von Notre Berne». Das Glockenläuten, erklärt er, ist nicht nur eine technisch herausfordernde Aufgabe. Das Läuten als äussere Sammlung sei bereits Teil des Gottesdienstes.

Di, 25. Dezember, 19.30 Uhr
SRF 2

«Spirit, ds Kirchamagazin uf RSO»

Sonntags, 9–10 Uhr
Radio Südostschweiz, Wiederholung dienstags, 13 Uhr
www.suedostschweiz.ch/radio

Pregia curta u meditaziun, dumengia

a las 8.15, repetiziun a las 20.15
Radio Rumantsch
– So, 2. Dezember, Andrea Cathomas
– So, 9. Dezember, Jörg Büchel
– So, 16. Dezember, Lucia Wicki-Rensch
– So, 23. Dezember, Benedetg Beeli
– Di, 25. Dezember, Jon Janett
– So, 30. Dezember, Andi Casanova

Gesprochene Predigten

jeweils 10–10.30 Uhr
Radio SRF 2
– So, 2. Dezember, Römisch-katholischer Gottesdienst aus Köniz
– So, 9. Dezember, Barbara Kückelmann (Röm.-kath.), Ralph Kunz (Ev.-ref.)
– So, 16. Dezember, Mathias Burkhart (Röm.-kath.), Alke de Groot (Ev.-ref.)
– So, 23. Dezember, Römisch-katholischer Radio-Gottesdienst aus Buochs
– Di, 25. Dezember, Michael Pfiffner (Röm.-kath.), Caroline Schröder Field (Ev.-ref.)
– So, 30. Dezember, Liza Zellmeyer (Christ.-kath.), Christoph Herrmann (Ev.-ref.)

Leserbriefe

reformiert. 9/2018, Dossier
Betört von Irrationalem

Nur Spass?

Seit bekannt ist, dass der erste «Kornkreis» (vor ca. 50 Jahren in der Nähe von London) eine Bastelei von zwei Studenten war, die sich später dazu bekannten, gibt es trotzdem immer wieder solche Bastler (vgl. in Zollikofen bei Bern, Oktober 2017), die vermutlich auch noch hoffen, ihre Mitmenschen mit unnützem Sinnieren zu «versäumen» – ob es nicht doch «ET's» («Extra-Terrestrials») gebe. Was sind das für Hobby-Bastler, die es womöglich nötig haben, so ihre zweifelhaften Ideologie-Versatzstücke zu verbreiten, welche ohne den «faulen Zauber» (wie Weizenfeld- oder Wiesen-Unfug oder andere fragwürdige Tricks) seitens der Bürger als zu einseitig oder gemessen am schweizerisch-gemässigt unpassend bis verderbt erkannt und daher abgelehnt würden?

Peter Süsstrunk, Seewis

reformiert. 10/2018, S. 12

Wertschätzung ist ihr Lohn genug

Die Mutter «parkieren»?

Frau Sala kümmert sich liebevoll um ihre Mutter, dies ist bewundernswert. Was mich aber sehr stört, ist, dass wieder Pflegeinstitutionen schlecht gemacht werden. Immer werden dieselben Gemeinplätze erwähnt, wie mangelnde Zeit und «füttern» damit es schneller geht. Schade, dass «reformiert.» solche Aussagen unterstützt. Die heutigen Pflegezentren sind auf die Bewohner zugeschnitten und diese bestimmen den Tagesablauf. Gerade in Demenzstationen genießen die Bewohner sehr viel Eigenständigkeit. Das Personal ist gut geschult und nimmt sich Zeit für die Menschen. Solche Aussagen sind ungerecht gegenüber allen Pflegefachpersonen, die sich sehr liebevoll und einfühlsam um die Bewohner kümmern.

Margrit Lüscher, Kirchleerau

reformiert. 11/2018, S. 1

Warum Ethik bereits im Kindergarten Schule macht

Ethik ist kein Schulfach

Ich erachte ethisches Handeln und Denken als eine Selbstverständlichkeit für uns Menschen und bezweifle, dass das gelehrt werden kann wie ein Schulfach. Das ist etwas, das in erster Linie vorgelebt werden sollte. Wenn in einer Gesellschaft Werte wie Hilfsbereitschaft, Rücksichtnahme, Wertschätzung und Achtsamkeit sogar für Erwachsene nicht mehr gültig, zu sein scheinen, dann wird es auch für Kinder schwierig.

Verena Zumbrunn-Hählen, Fraubrunnen

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.graubuenden@reformiert.info oder an «reformiert.», Rita Gianelli, Tanzbühlstrasse 9, 7270 Davos Platz Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.

www.reformiert.info

Gesamtauflage: 706 009 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Graubünden

Auflage: 32 794 Exemplare
46 610 reformiert. Graubünden: Erscheint monatlich ausser im August
Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, Chur
Präsident der Herausgeberkommission: Andreas Thöny, Landquart
Redaktionsleitung: Constanze Broelemann
Verlagsleitung: Andreas Thöny

Redaktion
Brandisstrasse 8, 7000 Chur
Tel. 079 823 45 93
redaktion.graubuenden@reformiert.info

Verlag
Andreas Thöny
Loestr. 60, 7000 Chur
andreas.thoeny@reformiert.info
Abonnemente und Adressänderungen
Somedia Publishing AG
Sommerstrasse 32
Postfach 419, 7007 Chur
Tel. 0844 226 226
abo.graubuenden@reformiert.info

Inserate
Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 2/2019
3. Januar 2019

Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Portrait

Auf der Suche nach guten Geschichten

Reisen Isabelle Bourgeois sucht das Gute im Menschen. Dafür fährt die Journalistin auf Landstrassen quer durch Europa und sammelt Geschichten.



Immer unterwegs: Isabelle Bourgeois und ihr Hund Loveski im Wohnwagen «Begoodee».

Foto: Marco Frauchiger

«La joie est mon GPS», sagt Isabelle Bourgeois lachend hinter dem Steuer ihres Wohnmobils. «Die Freude ist mein Wegweiser.» Mit der Kraft des ganzen Oberkörpers dreht sie das Lenkrad nach rechts. Das 25 Jahre alte Wohnmobil tuckert im zweiten Gang von Entlebuch den Glauenberg hinauf. Bourgeois nennt ihr Gefährt liebevoll «Begoodee». In den Kurven scheppert in den Schränken hinten das Geschirr. Ein oranges Netz mit Mandarinen sowie eine angeschnittene Salami baumeln von links nach rechts an der Decke über dem Spülbecken.

30 000 Kilometer ist die 52-Jährige seit Januar gefahren. Dabei hat

sie 25 europäische Länder bereist – von Portugal bis Rumänien, von Skandinavien bis Albanien.

Auf ihrer einjährigen Reise sucht sie nach positiven Geschichten von Menschen, die anderen Menschen etwas Gutes tun oder für ihre Leidenschaften leben. «Auf unserer Welt geschieht viel Schönes. Aber statt darüber zu lesen, hören wir in den Medien fast ausschliesslich von den negativen Ereignissen.»

Im Fass über den Atlantik

Den Negativschlagzeilen will Bourgeois mit ihrem Projekt «Joy for the Planet» entgegentreten. Zwei Regeln hält sie auf ihrer Reise strikte

ein: Sie fährt nur über Landstrassen und nie mehr als 200 Kilometer pro Tag. Für die Reise verzichtet die Journalistin auf einen fixen Lohn, reduzierte ihr Hab und Gut auf ei-

Isabelle Bourgeois, 52

Die Journalistin und ehemalige Delegierte des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz finanziert ihr Projekt «Joy for the Planet» mit der Untermiete ihrer Wohnung, einem vorzeitigen Erbbezug und Spendengeldern, die sie an Vorträgen oder mit dem Verkauf selbst bemalter Taschen sammelt.

nen Koffer und wohnt auf zehn Quadratmetern. «Noch nie habe ich mich so frei gefühlt wie heute.» Aufgewachsen ist die Diplomantochter in einem Schloss.

Einen Reiseplan verfolgt Bourgeois nicht. Sie lässt sich treiben, folgt Geschichten und Menschen. «Kontrolle und Routine ruinieren unsere Kreativität und verhindern oft wunderbare Begegnungen.»

Bourgeois erzählt viele Beispiele wie jenes aus Mazedonien. Dort nahm sie eine Gruppe italienischer Autostopper mit. Es stellte sich heraus, dass sie freiwillig einen Mazedonier beim Aufbau eines Ökodorfes unterstützen. Während die Waadtländerin die Passstrasse in

«Auf unserer Welt geschieht so viel Schönes, aber davon lesen wir kaum etwas.»

Richtung Sarnen runterfährt und der Geruch von verbranntem Gummi immer stärker wird, erinnert sie sich an die Begegnung mit einem Franzosen. «Seine Leidenschaft für seinen Traum, den Atlantik in einem Fass zu überqueren, faszinierte mich.» Bourgeois produzierte wie aus allen anderen Geschichten ein Video. Der Film ging im Internet viral. Spendengelder kamen zusammen. Damit liess der Abenteurer ein Fass konstruieren. Nächstes Jahr verwirklicht er seinen Traum.

Ein Festival der Freude

Nun erzählt Bourgeois von einem Erlebnis an einer Tankstelle in Finnland: Sie traf eine Familie, deren Vater vor neun Jahren erblindete und seither an Depressionen leidet. Spontan lud sie die Familie auf ein Mittagessen mit Wein und Lachs in ihr Wohnmobil ein. «Ihre Dankbarkeit berührte mich sehr.»

Unterwegs will Bourgeois nicht nur Geschichten sammeln, sondern auch den Menschen dahinter eine Freude schenken. «Ich bete nicht für eine bessere Welt, sondern will aktiv meinen Teil dazu beitragen.»

Bourgeois hofft, dass Solidarität und Menschlichkeit den vorherrschenden Individualismus verdrängen. Nächstes Jahr will sie ihre Reise in einem Buch und einem Film verarbeiten. «Wer weiss, vielleicht organisiere ich mit all den wunderbaren Menschen ein Festival – ein festival de la joie.» Nicola Mohler

Gretchenfrage

Michel Jordi, Uhrenunternehmer:

«Wurde es schwierig, hat mir Gott geholfen»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Jordi?

Ich habe ein eher gespaltenes Verhältnis zur Religion und zur Kirche. Religionen waren in der Geschichte für sehr viel Leid und den Tod so vieler Menschen verantwortlich. Zudem verbinde ich Religionen mit Gesetzen, die uns aufgezungen werden. Aber ich bin ein eher spiritueller Mensch. Ich glaube an den einen Gott, der uns führt und der auch eine Aufgabe für uns hat. Sie besteht darin, etwas Gutes auf der Welt zu tun.

Sie gelten als Stehaufmännchen, haben beruflich Höhen und Misserfolge und private Schicksalsschläge erlebt. Gab es Momente, in denen Sie Gott besonders gespürt haben?

Ja, gerade in schwierigen Situationen hat mir Gott geholfen und Kraft gegeben. Ich spreche mit ihm, ich bitte ihn um Rat. Aber eigentlich spüre ich Gott immer in mir. Am deutlichsten, wenn ich allein in der Natur bin. Auf Bergtouren beim Ski- oder Radfahren. Gott ist für mich in der Natur, allein der Wechsel der Jahreszeiten ist ein Wunder.

Haben Sie den Glauben vom Elternhaus mitbekommen?

Den Glauben hatte ich schon als zehnjähriger Junge. Vom Elternhaus kam er nicht, er hat sich natürlich in mir entwickelt. Mein Vater war katholisch, meine Mutter reformiert, und ich wurde auch konfirmiert. Doch wir gingen nicht jede Woche in den Gottesdienst. Später bin ich aus der Kirche ausgetreten. Aber meine südkoreanische Frau ist Protestantin, sie hat mich wieder etwas näher zur Kirche gebracht. In Genf gingen wir in eine amerikanische Gemeinde. Auch in den USA besuche ich gerne Gottesdienste, sie sind viel aufbauender.

Hat der Glaube Sie auch in der Unternehmensführung gelehrt?

Auf jeden Fall. Es geht um Respekt vor den Menschen. Ich mache keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern, der Hautfarbe oder Religion. Vor Gott sind wir ja auch alle gleich. Interview: Cornelia Krause

Auf meinem Nachttisch

The Nordic Cook Book

Kochen mit kaltem Herd und wachem Geist

Wollten Sie ihren Gästen schon immer ein halbverfaultes Schaf in Suppe, ein färöisches Leckerli, auftischen? Aber Sie kennen die Zubereitung nicht? Dann kann ich Sie beruhigen. Es gibt ein Kochbuch, das dieses Problem löst.

Geschrieben wurde das Kochbuch, das etliche andere Kochbücher als reine Papierverschwendung aussehen lässt, von Magnus Nilsson. Herr Nilsson führt in Fäviken, einem kleinen Dorf in der schwedischen Provinz, ein Restaurant der gehobenen Gastronomie. In den letzten Jahren kochte Magnus Nilsson nicht nur spitzenmässig gut, sondern schrieb auch ein ausgezeichnetes Kochbuch über die nordische

Küche. Während dreier Jahre sammelte er Rezepte von Westgrönland bis Ostfinnland und viele fanden Eingang in sein 760 Seiten umfassendes Opus Magnum der Kochkunst.

Beinahe schon ehrfurchtsvoll staunt der Leser / die Leserin über die Vielfalt in Bescheidenheit der nordischen Küche. Die Rezepte für die Speisen und deren Hintergründe sind so spannend zu lesen, dass man das Kochen glatt vergisst, für ein Kochbuch ein erstaunlicher Umstand. Der Herd mag kalt bleiben, der Geist dagegen nicht. Erinnerungen an Pippi Langstrumpf, Aki Kaurismäki und IKEA werden wach. Einige Menüvorschläge haben jedoch

das Potenzial, einem einen grusligen Schauer über den Rücken zu jagen (vgl. «halbverfaultes Schaf»). Dieses Kochbuch ist weit mehr als ein Kochbuch. Es ist ein ethnologisches Werk, das uns von den archaischen Rändern Europas herzlich und schmackhaft grüsst. Bon appétit

Magnus Nilsson: The Nordic Cook Book. Phaidon Press Limited, 2016, 763 Seiten, Fr. 61, 90, www.phaidon.com



Erich Wyss, 52
Pfarrer in Chur



Michel Jordi mischte mit Erfindungen wie der Swiss Ethno Watch die Uhrenindustrie auf.
Foto: Nicolas Righetti